

Vom Erwachen zum Erwachsen und vom Leiden zum Leiten

Eine negativhermeneutische Kritik religiöser Macht und der Frage nach Mündigkeit

Gerd Raudenbusch

26.08.2026

Vorbemerkung

Die Frage nach [Religion](#) ist nicht zuerst die Frage, ob Gott *existiert*. Sie ist die Frage, was geschieht, wenn ein Mensch von früh an in eine Ordnung geworfen wird, die ihm sagt, wer er sei, bevor er selbst nach seinem Sein fragen kann.

Die Kritik richtet sich nicht gegen den einzelnen Glaubenden. Sie richtet sich gegen die Gestalt einer Macht, die sich als Heil ausgibt, indem sie den Menschen zunächst als mangelhaft bestimmt. Wo das Heilige nicht als Möglichkeit, sondern als Anspruch auftritt; wo es Gewissen, Körper, Begehren, Erziehung und Staat besetzt; dort ist nicht mehr einfach Glaube. Dort ereignet sich Herrschaft.

Die hier angewandte [negative Hermeneutik](#) liest religiöse Texte, Rituale und Symbolfiguren nicht primär nach ihrem erklärten Trost- oder Heilsgehalt, sondern nach ihren möglichen Wirkungen auf [Subjektivität](#) und Machtverhältnisse. Sie fragt, welche Formen von Abhängigkeit, [Schuld](#), [Geschlechterordnung](#), Körperkontrolle und Autorität durch Wiederholung, sakrale [Sprache](#) und institutionelle Vermittlung eingeübt werden können. Psychoanalyse, Lacan sowie Deleuze und Guattari dienen dabei als Deutungsinstrumente für Begehren, innere [Spaltung](#) und soziale Codierung; Peirces [Semiotik](#) erklärt, wie Zeichen durch eingeübte Interpretationen Selbstbilder und Gewohnheiten erzeugen. Die Kritik behauptet nicht, dass jede gläubige Person diese Formen notwendig so erlebt, sondern legt offen, wo religiöse Symbolik unter autoritären Bedingungen [Freiheit](#), Selbstdeutung und gleichrangige Gemeinschaft begrenzen kann.

Christliche Form	Negative Lesart	Verdeckte oder gefährdete menschliche Wahrheit
Vaterunser	Einübung von Abhängigkeit gegenüber einer übergeordneten Vaterinstanz	Ich darf selbst urteilen; mein Wert ist nicht geliehen
Zehn Gebote	Verlagerung von Ethik auf Befehl und Verbot	Moral entsteht aus Folgen, Empathie, Einwilligung und Verantwortung
Taufe	Nicht gewählte Einschreibung in Zugehörigkeit und Schuldordnung	Zugehörigkeit muss widerrufbar und möglichst selbst gewählt sein
Beichte	Selbstoffenbarung in einem asymmetrischen Autoritätsverhältnis	Intimität und Schuld gehören nicht unter geistliche Verfügung
Eucharistie	Verkörperte Einverleibung von Erlösungs- und Autoritätsordnung	Verbundenheit braucht keine Unterwerfung, Reinheit oder Vermittlungsamt
Erbsünde	Früh gesetzter Verdacht gegen das Menschsein	Menschen kommen nicht moralisch beschädigt zur Welt
Demut	Kann zur Selbstverkleinerung umgedeutet werden	Selbstachtung ist keine Sünde und kein Hochmut
Keuschheit/Reinheit	Kann Lust, Körper und nicht-normative Liebe beschämen	Körperlichkeit, Lust und einvernehmliche Sexualität sind nicht unrein
Leid als Prüfung	Gefahr, Verletzung zu verklären und Hilfe zu verzögern	Leid verdient Schutz, Behandlung, Solidarität und Veränderung
Vergebung	Kann Täter:innen entlasten und Betroffene zur Versöhnung drängen	Vergebung ist freiwillig; Verantwortung, Schutz und Grenzen gehen vor
Mission	Wahrheit wird expansiv, andere Lebensweisen werden defizitär	Niemand braucht Bekehrung, um vollwertig zu sein
Jenseitsorientierung	Gegenwärtiges Unrecht kann mit späterer Erlösung relativiert werden	Dieses Leben, diese Körper und diese Beziehungen haben Vorrang
Säkularisierung ist nicht einfach „weniger Kirche“. In ihrer besten Form entzieht sie Institutionen den Anspruch, letzte Instanz über Lebensführung zu sein. Sie ersetzt nicht		

notwendig Sinn durch Leere, sondern verschiebt Legitimation:

- Nicht „Gott will es“, sondern: Welche Gründe gibt es? - Nicht „Sünde“, sondern: Ist konkret jemand zu Schaden gekommen? - Nicht „Reinheit“, sondern: Gab es freie Zustimmung, Respekt und Fürsorge? - Nicht „Gehorsam“, sondern: Kann die Person selbst entscheiden? - Nicht „Vergebung als Pflicht“, sondern: Werden Verantwortung, Schutz und Wiedergutmachung ermöglicht? - Nicht „Erlösung später“, sondern: Wie verringern wir Leid jetzt? - Keine religiöse Indoktrination oder Beschämung in staatlicher Bildung. - Starke Kinderrechte und altersgemäße, offene Weltanschauungsbildung. - Schutz vor Zwangsehen, Konversionspraktiken, körperlicher Gewalt und religiös begründetem Missbrauch. - Gleiche Rechte unabhängig von Glaube, Geschlecht, Sexualität oder Austritt. - Transparenz und unabhängige Strafverfolgung bei institutionellem Missbrauch. - Recht auf Religionsausübung **und** Recht auf Distanz, Kritik und Austritt.

Die Zehn Gebote: Vom Vätergesetz zur säkularen Ethik

Die Zehn Gebote beginnen nicht mit einer Begründung, die alle Menschen prüfen könnten. Sie beginnen mit einem Anspruch auf Souveränität:

„Ich bin der Herr, dein Gott, der ich dich aus Ägyptenland, aus der Knechtschaft, geführt habe.“

Die Befreiung aus der Knechtschaft wird damit zugleich zur Grundlage einer neuen Bindung. Der Mensch wird aus einer Herrschaft befreit, um sich einer höheren Herrschaft zu unterstellen. Das Gesetz erscheint nicht als Vertrag freier und gleicher Menschen, sondern als Verfügung eines Vaters über seine Geschöpfe.

Die [negativhermeneutische](#) Frage lautet daher nicht: Enthalten die Gebote einzelne sinnvolle Regeln? Das tun sie. Die Frage lautet: Welche Form des Menschen und welche Ordnung der Macht stellen sie her?

Erstes Gebot: Der eifersüchtige Vater

„Du sollst keine anderen Götter haben neben mir.“

Dieses Gebot ist nicht zunächst moralisch, sondern loyalitätspolitisch. Es verlangt die Ausschließlichkeit einer obersten Instanz. Der Gott des Gebots duldet keine Konkurrenz, keine gleichrangige metaphysische Deutung und keine unabhängige letzte Autorität.

[Negativhermeneutisch](#) zementiert das Gebot eine patriarchale Struktur. Der höchste Vater fordert nicht bloß Anerkennung, sondern Exklusivität. Er bestimmt, was als [Wahrheit](#), Gut und erlaubt gelten darf. Der Mensch wird nicht als gleichrangiges Gegenüber behandelt, das Gründe abwägt, sondern als Kind, dessen erste Tugend Loyalität ist.

Diese Vaterstruktur kann sich gesellschaftlich fortsetzen: im Vater der Familie, im Priester, im Bischof, im Papst, im Staat oder in jeder Instanz, die behauptet, ihre Ordnung sei nicht kritisierbar, weil sie von einer höheren **Wahrheit** gedeckt werde.

Die säkulare Gegenform lautet:

Kein Mensch und keine Institution darf eine ausschließliche Verfügung über das Gewissen anderer beanspruchen.

Zweites Gebot: Das Verbot eigener Bilder

„Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen, weder von dem, was oben im Himmel, noch von dem, was unten auf Erden, noch von dem, was im Wasser unter der Erde ist. Bete sie nicht an und diene ihnen nicht! Denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifernder Gott, der die Missetat der Väter heimsucht bis ins dritte und vierte Glied an den **Kindern** derer, die mich hassen, aber Barmherzigkeit erweist an vielen Tausenden, die mich lieben und meine Gebote halten.“

Das **Bilderverbot** kann als Schutz gegen die Verwechslung eines Symbols mit dem Absoluten gelesen werden. Zugleich ist es ein Verbot der freien symbolischen Selbstsetzung. Der Mensch soll nicht selbst entscheiden, welche Bilder, Gestalten und Deutungen seine Beziehung zur Welt tragen.

Das Gebot verhindert damit nicht nur den „falschen“ Kult. Es kann auch die Loyalität des Menschen zu sich selbst beschädigen: zur eigenen Wahrnehmung, zur eigenen **Sprache**, zu eigenen Bildern, zu eigener Erfahrung und zu selbst geschaffenen Lebensformen.

Wer die eigenen Bilder grundsätzlich als verdächtig lernen muss, kann schwerer zu einer eigenen Deutung der Welt gelangen. Das fremde Bild wird verboten, doch das unsichtbare Bild des gebietenden Gottes bleibt unangetastet. Das Verbot erscheint dadurch nicht als Befreiung von Bildern, sondern als Monopol auf die unsichtbare Quelle aller Bilder.

Besonders problematisch ist die Drohung, die **Schuld** der Väter bis in spätere Generationen hinein heimzusuchen. Sie macht familiäre Herkunft zu einem moralischen Schicksal. Die säkulare Gegenform lautet:

Kein **Kind** trägt **Schuld** für die Überzeugungen, Handlungen oder Konflikte seiner Eltern. Jeder Mensch hat das Recht, sich neu zu deuten.

Drittes Gebot: Name, Wort und die Kontrolle der Sprache

„Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht missbrauchen; denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen missbraucht.“

Dieses Gebot schützt den Gottesnamen durch Strafandrohung. Es ordnet [Sprache](#) einer heiligen Sphäre unter. Damit wird nicht einfach Höflichkeit gefordert; es wird eine Grenze gesetzt, an der Kritik, Widerspruch, Spott und Neubenennung moralisch gefährlich werden können.

Das Christentum besitzt eine auffällige Bindung an das Wort: Im Johannesevangelium wird Christus als „Logos“, als Wort, gedacht. Johannes der Täufer erscheint als Zeuge dieses Logos; die Taufe selbst bedeutet jedoch nicht Benennung, sondern Eintauchen oder Untertauchen. Gerade deshalb sollte die Kritik nicht auf eine falsche Etymologie gestützt werden, sondern auf die tatsächliche religiöse Sprachordnung: Das Wort wird sakralisiert, und die Sakralisierung kann [Sprache](#) gegen Kritik abschirmen.

Wo bestimmte Namen nicht berührt, bestimmte Texte nicht widersprochen und bestimmte Begriffe nicht neu bestimmt werden dürfen, verliert [Sprache](#) ihre aufklärerische Kraft. Sie wird nicht mehr das Medium, in dem Menschen ihre Welt gemeinsam prüfen, sondern das Gefäß eines bereits feststehenden Sinns.

Die säkulare Gegenform lautet:

Kein Name ist über Kritik erhaben. [Sprache](#) muss benennen, widersprechen, umdeuten und auch die heiligsten Begriffe auf ihre menschlichen Folgen befragen dürfen.

Viertes Gebot: Der geheiligte Ruhetag

„Gedenke des Sabbattages, dass du ihn heiligst. Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Werke tun. Aber am siebenten Tage ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes. Da sollst du keine Arbeit tun, auch nicht dein Sohn, deine Tochter, dein Knecht, deine Magd, dein Vieh, auch nicht dein Fremdling, der in deiner Stadt lebt. Denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht und das Meer und alles, was darinnen ist, und ruhte am siebenten Tage. Darum segnete der Herr den Sabbattag und heiligte ihn.“

Der Sabbat war historisch eine bemerkenswerte Begrenzung von Arbeit. Er schloss in seinem Wortlaut nicht nur Haushaltsvorstände, sondern auch [Kinder](#), Versklavte, Fremde und Tiere ein. Das ist gegenüber einer grenzenlosen Arbeitsordnung eine reale soziale Errungenschaft.

[Negativhermeneutisch](#) bleibt jedoch die Form problematisch: Ein einziger Tag der Ruhe wird nicht als Recht auf Regeneration, Selbstzeit und Gleichheit begründet, sondern als Eigentum Gottes. Die sechs Arbeitstage werden damit nicht grundsätzlich kritisiert. Sie werden im Gegenteil als normale Ordnung bestätigt. Die heilige Ausnahme kann die profane Regel stabilisieren.

Was einst gegen die totale Verfügbarkeit von Menschen unter Pharaonen, Königen oder Grundherren wirksam gewesen sein mag, reicht heute nicht mehr aus. Moderne Arbeitskritik fragt nach Arbeitszeit, Einkommen, Sorgearbeit, Ausbeutung, Arbeitslosigkeit, Klassenverhältnissen und der Verfügung über die eigene Lebenszeit.

Die säkulare Gegenform lautet:

Erholung ist kein religiöses Privileg und keine Ausnahme vom Gehorsam, sondern ein universelles Recht. Kein Mensch darf durch Arbeit so beansprucht werden, dass sein Leben nur noch dem Funktionieren dient.

Fünftes Gebot: Die heilige Familie

„Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf dass du lange lebest in dem Lande, das dir der Herr, dein Gott, geben wird.“

Dieses Gebot sakralisiert die Herkunftsfamilie. Es spricht nicht vom gegenseitigen Respekt zwischen Generationen, nicht von der Pflicht der Eltern, **Kinder** zu schützen, und nicht vom Recht des Kindes auf Grenzen. Es fordert Ehre gegenüber denjenigen, von denen das **Kind** abhängig ist.

Psychoanalytisch kann dies als Stabilisierung einer **ödipalen Ordnung** gelesen werden. Vater und Mutter bleiben nicht bloß frühe Bezugspersonen, von denen sich der Mensch allmählich ablöst. Sie werden zu moralisch geschützten Figuren. Die Ablösung kann dadurch leicht als Undank, Ungehorsam oder **Schuld** erscheinen.

In die so entstehenden Lücken können weitere Autoritäten eintreten: der Priester, der Lehrer, der Bischof, der Parteiführer, der Staat, der „starke Mann“. Wer gelernt hat, Autorität zu ehren, bevor sie sich rechtfertigen muss, ist leichter durch Ersatzväter und institutionelle Elternfiguren führbar.

Die säkulare Gegenform lautet:

Eltern verdienen Respekt, wenn sie Schutz, Fürsorge und Anerkennung gewähren. **Kinder** schulden keine Loyalität gegenüber Gewalt, Missbrauch, Demütigung oder Kontrolle. Ablösung ist kein Verrat, sondern Teil des Erwachsenwerdens.

Sechstes Gebot: Das Verbot des Tötens

„Du sollst nicht töten.“

Dieses Gebot schützt eine elementare Einsicht: Menschen dürfen nicht willkürlich über Leben und Tod anderer verfügen. Doch seine Kürze ist keine moralische Vollständigkeit. Sie beantwortet nicht, was Selbstverteidigung, Widerstand gegen Tyrannei, Krieg,

staatliche Gewalt, Todesstrafe, bewaffneter Schutz Dritter oder die Verhinderung eines unmittelbaren Massenverbrechens bedeuten.

Die Frage, ob die Tötung Hitlers ein Verbrechen gewesen wäre, zeigt gerade die Grenze eines abstrakten Verbots. Eine Ethik muss konkrete Folgen, Verhältnismäßigkeit, unmittelbare Gefahrenlage, Alternativen und Schutzpflichten berücksichtigen. Daraus folgt nicht, dass private Gewalt legitimiert oder moralisch leicht gemacht werden darf.

Die Übergabe des Gewaltmonopols an eine demokratisch und rechtsstaatlich gebundene Exekutive ist der Versuch, den „Wilden Westen“ zu verhindern: Niemand soll selbst Richter, Ankläger und Vollstrecker sein. Doch auch staatliche Gewalt braucht strenge Begrenzung, Transparenz, Kontrolle und Menschenrechtsbindung.

Die säkulare Gegenform lautet:

Schütze Leben. Wende Gewalt nur als äußerstes Mittel ab, wenn eine konkrete schwere Gefahr anders nicht zu verhindern ist; binde jede Gewalt an Recht, Verhältnismäßigkeit, Kontrolle und Verantwortung.

Siebttes Gebot: Ehe, Besitz und das Messer unter dem Kopfkissen

„Du sollst nicht ehebrechen.“

Dieses Gebot schützt nicht allgemein Liebe, Vertrauen oder freie Beziehungen. Es schützt eine bestimmte Ehe- und Eigentumsordnung. Historisch steht es in einer patriarchalen Welt, in der Ehe, Abstammung, Erbe und Kontrolle weiblicher Sexualität eng miteinander verbunden sind.

Wo lebenslange Treue zum übernatürlich überwachten Gebot wird, kann jede Beziehung unter einen Verdacht geraten. Das Gebot legt bildlich gesprochen ein Messer unter das Kopfkissen: Nicht weil Bindung schlecht wäre, sondern weil aus einer frei vereinbarten Bindung ein sakrales Schuldverhältnis werden kann.

Keine Beziehung muss ewig dauern, um wahrhaftig gewesen zu sein. Keine Person ist Eigentum einer anderen. Trennung, Scheidung, nicht-monogame Lebensformen oder queere Liebe sind nicht automatisch moralische Verfehlungen. Ebenso sind Syphilis, HIV/AIDS oder Homosexualität keine „Gottesstrafen“, sondern medizinische, soziale oder menschliche Tatsachen, die nicht zur religiösen Beschämung missbraucht werden dürfen.

Die säkulare Gegenform lautet:

Entscheidend sind freie Einwilligung, Ehrlichkeit, Fürsorge, Schutz, Gegenseitigkeit und die Achtung vereinbarter Grenzen — nicht die Unterwerfung unter ein vorgegebenes Ewigkeitsideal.

Achtes Gebot: Eigentum ohne Gerechtigkeit

„Du sollst nicht stehlen.“

Das Gebot schützt Eigentum, ohne nach seinem Ursprung zu fragen. Es unterscheidet nicht zwischen persönlichem Besitz, existenzieller Sicherung, angeeignetem Reichtum, kolonialer Enteignung, Lohnraub, Bodenspekulation und struktureller Ausbeutung.

Es ist richtig, dass niemand anderen willkürlich berauben darf. Doch eine Ethik, die nur die individuelle Wegnahme verurteilt, bleibt blind für Verhältnisse, in denen wenige rechtmäßig besitzen und viele trotz Arbeit kaum leben können.

Die säkulare Gegenform lautet:

Schütze persönliche Lebensgrundlagen, aber prüfe Eigentumsordnungen an Gerechtigkeit, Teilhabe, sozialer Sicherheit und der [Freiheit](#) von Ausbeutung.

Neuntes Gebot: Zeugnis, Wahrheit und Lehramt

„Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten.“

Im unmittelbaren Wortlaut schützt dieses Gebot vor falscher Aussage, besonders im Verhältnis zum Nächsten und im rechtlichen Konflikt. Es ist damit nicht identisch mit einem allgemeinen kirchlichen [Wahrheitsmonopol](#). Gerade deshalb darf die Kritik beides nicht ineinander schieben.

Die problematische Erweiterung geschieht dort, wo eine Institution beansprucht, die „wahre [Wahrheit](#)“ verbindlich zu verwalten. Dann wird [Wahrheit](#) nicht als offener Prozess von Prüfung, Gegenrede, Irrtumskorrektur und Begründung verstanden, sondern als Besitz eines Lehramtes.

Die katholische Kirche beschreibt sich in [Lumen Gentium](#) als hierarchisch geordnete Gemeinschaft; das Dokument bekräftigt die besondere Stellung des Bischofskollegiums in Gemeinschaft mit dem Papst. Die Kritik richtet sich nicht gegen jede Form von Organisation, sondern gegen die Möglichkeit, dass Hierarchie in epistemische Herrschaft umschlägt: Wer institutionell höher steht, kann dann definieren, welcher Widerspruch als Irrtum, Ungehorsam oder Häresie gilt.

Die säkulare Gegenform lautet:

[Wahrheit](#) besitzt niemand. Behauptungen müssen kritisierbar, begründbar und im Prinzip widerlegbar bleiben. Autorität ersetzt keinen Grund.

Zehntes Gebot: Das Verbot des Begehrens

„Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Frau, Knecht, Magd, Rind, Esel noch alles, was dein Nächster hat.“

Hier greift das Gesetz in die Innenwelt ein. Es verbietet nicht nur Raub, Gewalt oder Betrug, sondern das Begehren selbst. Zugleich verrät die Aufzählung ihre soziale Welt: Frau, Knecht, Magd, Vieh und Haus erscheinen als Bestandteile dessen, was einem männlich gedachten Nächsten gehört.

Mit Deleuze und Guattari lässt sich dieses Gebot als Versuch lesen, Begehren zu codieren. Begehren ist für sie nicht bloß Mangel und nicht bloß Besitzwunsch. Es ist produktiv: Es stellt Verbindungen her, erfindet Lebensformen, bindet Körper, Gedanken, Räume und Menschen aneinander.

Das Gebot reduziert diese Produktivität auf eine Gefahr. Es behandelt Begehren, bevor es handelt, bereits als moralisch verdächtig. Damit wird die Innenwelt zum Polizeirevier des Gesetzes. Der Mensch soll nicht nur auf schädliche Handlungen verzichten; er soll das Entstehen seiner Wünsche gegen sich selbst **überwachen**.

Eine säkulare Ethik muss nicht jedes Begehren gutheißen. Aber sie sollte nicht Wünsche kriminalisieren. Moralisch relevant wird Begehren erst dort, wo es in Handlungen übergeht, die Einwilligung missachten, Menschen instrumentalisieren oder Schaden verursachen.

Die säkulare Gegenform lautet:

Begehren ist kein Verbrechen. Es verlangt Selbstkenntnis, Verantwortung, Einwilligung und Respekt, nicht Beschämung und innere Polizeiarbeit.

Warum der Dekalog nicht genügt

Die Zehn Gebote enthalten einzelne Regeln, die sich säkular übersetzen lassen: Schutz des Lebens, Wahrhaftigkeit, Grenzen gegen Gewalt und willkürliche Aneignung. Doch ihre Grundform bleibt für eine moderne, pluralistische Gesellschaft unzureichend.

Sie stellt Gottesloyalität vor Gewissensfreiheit, Gehorsam vor Begründung, patriarchale Familie vor wechselseitige Rechte, Eigentum vor Verteilungsgerechtigkeit und die Kontrolle des Begehrens vor körperliche Selbstbestimmung.

Eine zeitgemäße Ethik beginnt nicht mit dem Satz „Du sollst“, weil eine höhere Instanz es befiehlt. Sie beginnt mit der Frage:

Welche Handlung schützt Würde, **Freiheit**, Einwilligung, **Wahrheit** und die Möglichkeit aller Menschen, ihr Leben ohne Unterwerfung zu führen?

Beim Vaterunser liegt die **negative Hermeneutik** besonders nahe, weil das Gebet nicht nur Glaubensinhalte benennt, sondern eine **Sprechhaltung** einübt: Der Mensch spricht sich als Kind, Bittender, Schuldner und Gefährdeter an; Gott erscheint als Vater, Herrscher, Richter, Versorger und Erlöser. Die gängige ökumenische Fassung folgt Matthäus 6,9–13; die Schlussdoxologie „Denn dein ist das Reich ...“ steht dort in vielen modernen Bibelausgaben als späterer liturgischer Zusatz in eckigen Klammern.

Das Vaterunser: Die Sprache der eingeübten Bedürftigkeit

Das Vaterunser ist nicht lediglich ein Text über Gott. Es ist eine wiederholte Sprechform, durch die ein bestimmtes Verhältnis des Menschen zu sich selbst, zu anderen und zu einer höchsten Instanz eingeübt wird.

Wer es betet, spricht nicht nur *über* Abhängigkeit, **Schuld** und Erlösung. Er vollzieht sie sprachlich. Die Grammatik des Gebets macht aus dem Menschen ein Wesen, das bittet, sich unterordnet, sich als schuldig bekennt, auf Führung angewiesen ist und Rettung von außen erwartet.

Das Gebet lautet:

Vater unser im Himmel,
geheiligt werde dein Name.
Dein Reich komme.
Dein Wille geschehe,
wie im Himmel, so auf Erden.
Unser tägliches Brot gib uns heute.
Und vergib uns unsere Schuld,
wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.
Und führe uns nicht in Versuchung,
sondern erlöse uns von dem Bösen.
Denn dein ist das Reich und die Kraft
und die Herrlichkeit in Ewigkeit.
Amen.

Negativhermeneutisch gelesen ist dies nicht notwendig ein Ausdruck individueller Bosheit oder bewusster Manipulationsabsicht. Es ist eine über Jahrhunderte gewachsene Sprachmaschine. Ihre Macht liegt gerade darin, dass sie sich als Trost, Demut, Gemeinschaft und Hoffnung ausgeben kann, während sie zugleich eine vertikale Ordnung zwischen Vater und Kind, Herrscher und Untertan, Richter und Schuldner, Erlöser und Erlösungsbedürftigem befestigt.

„Vater unser im Himmel“: Die Wiederkehr der Vaterinstanz

„Vater unser im Himmel.“

Das Gebet beginnt nicht mit dem Menschen, nicht mit der Welt und nicht mit einer gemeinsamen Verantwortung. Es beginnt mit dem Vater.

Der Vater ist nicht einfach ein poetisches Bild. Er ist die erste Autoritätsfigur des Gebets. Er steht „im Himmel“, also über der Welt, über dem Körper, über der Geschichte und über den Menschen. Seine Stellung ist zugleich nah und unnahbar: Er wird als Vater angeredet, ist aber absolut überlegen.

Psychoanalytisch kann darin eine sakrale Verlängerung der frühen Abhängigkeitsbeziehung gelesen werden. Der Erwachsene verlässt die Kindheitsordnung nicht vollständig. Er bleibt in einem Verhältnis zu einem idealisierten, allwissenden und letzten Vater. Was im Erwachsenwerden eigentlich gewonnen werden müsste — die Fähigkeit, ohne letzte Elterninstanz zu urteilen — wird in den Himmel verlegt und religiös verewigt.

Das Wort „unser“ mildert diese Struktur scheinbar. Es macht aus vielen Einzelnen eine Gemeinschaft. Doch diese Gemeinschaft entsteht nicht primär aus Gleichheit, Aushandlung oder gemeinsamer Verantwortung. Sie entsteht als Geschwisterschaft unter einem gemeinsamen Vater.

Die säkulare Gegenform lautet:

Wir sind keine **Kinder** einer höchsten Instanz. Wir sind Menschen unter Menschen: gleich verletzlich, gleich frei und gemeinsam verantwortlich für die Welt, die wir herstellen.

„Geheiligt werde dein Name“: Die Immunisierung des Zeichens

„Geheiligt werde dein Name.“

Der Name Gottes soll nicht nur genannt, sondern geheiligt werden. Damit wird **Sprache** in eine Ordnung der Ehrfurcht gestellt. Ein Zeichen wird aus dem gewöhnlichen Raum der Kritik herausgehoben.

Mit Peirce lässt sich sagen: Der Name ist ein Symbol. Er verweist nicht auf ein empirisch überprüfbares Objekt, sondern gewinnt seine Macht durch Gewohnheit, Wiederholung und die Interpretanten, die eine Gemeinschaft an ihn bindet. Der Name „Gott“ erzeugt Gefühle von Ehrfurcht, **Schuld**, Schutz, Angst, Hoffnung, Gehorsam oder Zugehörigkeit.

Das Problem beginnt dort, wo die Heiligung eines Namens seine Kritik erschwert. Ein geheiligtes Wort soll nicht berührt, verspottet, umgedeutet oder zurückgewiesen werden. Die **Sprache** verliert dann ihre **Freiheit**, neu zu benennen. Das Symbol wird unangreifbar.

Die Bitte trainiert somit nicht nur Respekt. Sie kann eine Gewohnheit der Selbstzensur einüben: Bestimmte Namen, Texte und Autoritäten erscheinen als höher als das freie Urteil.

Die säkulare Gegenform lautet:

Kein Name ist heilig genug, um Kritik zu verbieten. Worte müssen benennbar, überprüfbar, umdeutbar und widersprechbar bleiben.

„Dein Reich komme“: Die Sehnsucht nach der höheren Ordnung

„Dein Reich komme.“

Ein Reich ist keine bloße Stimmung. Es bezeichnet Herrschaft, Ordnung, Gebiet, Gesetz und Zugehörigkeit. Die Bitte um das Reich Gottes ist daher auch die Bitte, dass eine andere, höhere Souveränität in der Welt Geltung erlangen möge.

Theologisch kann dieses Reich als Gerechtigkeit, Frieden und Heil ausgelegt werden. [Negativhermeneutisch](#) bleibt jedoch die Frage: Warum muss Gerechtigkeit als Reich gedacht werden? Warum erscheint das Gute als Herrschaft einer letzten Instanz, statt als gemeinsame Aufgabe freier Menschen?

Die Gefahr liegt in der Verschiebung des Politischen. Gegenwärtiges Unrecht kann als vorläufig erscheinen; die endgültige Gerechtigkeit wird einem kommenden Reich überantwortet. Menschen warten dann eher auf Erlösung, als dass sie Machtverhältnisse verändern.

Zugleich kann jede bestehende religiöse Institution sich als Vorform, Zeugin oder Verwalterin dieses Reiches darstellen. Die Kirche wird dann nicht nur eine Gemeinschaft unter anderen, sondern ein privilegiertes Zeichen einer kommenden [Wahrheit](#).

Die säkulare Gegenform lautet:

Gerechtigkeit kommt nicht. Sie wird gemacht oder sie bleibt aus. Kein Reich erlöst die Welt an unserer Stelle.

„Dein Wille geschehe“: Die Unterordnung des eigenen Entwurfs

„Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden.“

Dies ist der schärfste Satz des Gebets. Er setzt nicht zuerst voraus, dass Menschen ihre Interessen, Bedürfnisse und Folgen gemeinsam prüfen. Er setzt voraus, dass es bereits einen höchsten Willen gibt, dessen Verwirklichung gut sein soll.

Sartres Existentialismus widerspricht dieser Struktur grundsätzlich. Wenn Existenz der Essenz vorausgeht, dann ist der Mensch kein Wesen, dessen Sinn oder Aufgabe vor seinem eigenen Entwurf feststehen. Er kann Verantwortung nicht an einen göttlichen Willen delegieren.

Die Bitte „Dein Wille geschehe“ kann zur Flucht vor [Freiheit](#) werden. Sie ermöglicht Sätze wie: „Es war Gottes Plan“, „Gott hat es so gewollt“ oder „Wir müssen uns fügen“. Menschlich verursachtes Leid, politische Unterdrückung und persönliche Entscheidung können dadurch in eine höhere Notwendigkeit umgedeutet werden.

Die Formel kann allerdings auch als Ausdruck der Annahme unverfügbarer Wirklichkeit gelesen werden. Doch selbst dann bleibt ihre Gefahr: Sie kann Menschen dazu bringen, Veränderbares zu ertragen, weil sie es für unvermeidlich oder heilsam halten.

Die säkulare Gegenform lautet:

Kein fremder Wille darf über mein Leben verfügen. Wir müssen unsere Wünsche, Gründe und Folgen gemeinsam prüfen und Verantwortung für die Welt übernehmen, die aus unseren Entscheidungen entsteht.

„Unser tägliches Brot gib uns heute“: Bedürfnis als Gabe

„Unser tägliches Brot gib uns heute.“

Diese Bitte enthält eine elementare **Wahrheit**: Menschen sind bedürftig. Sie brauchen Nahrung, Schutz, Pflege und andere Menschen. Kein Mensch ist vollständig selbstgenügsam.

Die **negative Hermeneutik** kritisiert nicht die Anerkennung von Bedürftigkeit. Sie kritisiert deren Vertikalisierung. Das Brot wird nicht als Ergebnis gemeinsamer Arbeit, gerechter Verteilung, ökologischer Bedingungen und sozialer Verantwortung gedacht. Es wird als Gabe eines himmlischen Vaters erbeten.

Damit kann Hunger entpolitisiert werden. Armut erscheint nicht als Frage von Besitz, Lohn, Macht, Landwirtschaft, Kolonialgeschichte oder Sozialpolitik, sondern als Anlass zum Bitten. Die Person bittet um Brot, statt die Verhältnisse zu verändern, in denen andere über Brot verfügen.

Das Wort „unser“ enthält zugleich ein mögliches Moment der Solidarität. Doch diese Solidarität bleibt unvollständig, wenn sie nicht zur politischen Einsicht wird: Brot ist kein Wunder, sondern eine Frage gerechter Produktion, Verteilung und sozialer Rechte.

Die säkulare Gegenform lautet:

Jeder Mensch hat Anspruch auf Nahrung, Wohnung, Gesundheit und soziale Sicherheit. Wir bitten nicht um Brot; wir organisieren die Welt so, dass niemand darum bitten muss.

„Vergib uns unsere Schuld“: Die Herstellung des Schuldners

„Und vergib uns unsere Schuld.“

Der Mensch spricht sich als Schuldner an. Er tritt nicht vor Gott als gleichwürdige Person, die über konkrete Handlungen Rechenschaft ablegt, sondern als jemand, dessen moralischer Status grundsätzlich der **Vergebung** bedarf.

Hier verbindet sich das Vaterunser mit der umfassenderen christlichen Schuldordnung. **Schuld** ist nicht ausschließlich Folge einer konkret verletzenden Handlung. Sie kann sich auf Gedanken, Wünsche, Zweifel, sexuelle Impulse, mangelnde Frömmigkeit oder bloßes Abweichen ausdehnen.

Die Bitte wird zur regelmäßigen Wiederholung einer Selbstbeschreibung: Ich bin derjenige, der **Vergebung** braucht. Diese Formel kann Demut erzeugen; sie kann aber auch Selbstvertrauen untergraben. Wer sich ständig als schuldig anspricht, erlebt eigene Würde, Kraft und Lebensbejahung leichter als Anmaßung.

Die säkulare Gegenform lautet:

Schuld ist keine Wesenseigenschaft. Wo ich Schaden verursacht habe, erkenne ich ihn an, übernehme Verantwortung und bemühe mich um Wiedergutmachung. Wo kein Schaden geschah, gibt es nichts zu bereuen.

„Wie auch wir vergeben unsern Schuldigern“: Die Gefährdung der Grenze

„Wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.“

Diese Zeile verknüpft die eigene **Vergebung** mit der Bereitschaft, anderen zu vergeben. Sie kann zu einem Ethos der Entfeindung und zur Unterbrechung von Rache beitragen. **Negativhermeneutisch** gelesen enthält sie jedoch eine gefährliche Bedingung: Wer nicht vergibt, könnte selbst als unversöhnlich, hart, sündig oder der göttlichen **Vergebung** unwürdig gelten.

Damit kann **Vergebung** zur Pflicht werden. Besonders für Betroffene von Gewalt, Missbrauch, Verrat oder Unterdrückung ist das problematisch. Die Forderung nach **Vergebung** kann zu früh kommen, den Schutz der Betroffenen schwächen und Täter:innen moralisch entlasten, bevor sie Verantwortung übernommen oder Schaden wiedergutmacht haben.

Vergebung ist kein Ersatz für **Wahrheit**, Grenze, Recht und Gerechtigkeit. Sie kann eine freie persönliche Möglichkeit sein. Sie darf aber niemals als Preis für die eigene moralische Anerkennung gefordert werden.

Die säkulare Gegenform lautet:

Niemand schuldet einem Täter **Vergebung**. Schutz, **Wahrheit**, Verantwortungsübernahme und Wiedergutmachung gehen vor.

„Führe uns nicht in Versuchung“: Die verdächtige Innenwelt

„Und führe uns nicht in Versuchung.“

Diese Bitte ist besonders widersprüchlich. Sie richtet sich an einen Gott, der als gut gedacht wird, bittet ihn aber zugleich, nicht in Versuchung zu führen. Damit wird Gott zur Instanz, die über die Gefährdung des Menschen verfügt.

Das **Subjekt** erscheint als von sich aus nicht zuverlässig. Es braucht Schutz vor Versuchung, also vor Möglichkeiten, Wünschen, Trieben, Macht, Lust oder Abweichung. Die Innenwelt wird zur Gefahrenzone.

Deleuze und Guattari würden darin eine Codierung des Begehrens erkennen. Begehren wird nicht zunächst als produktive Fähigkeit verstanden, Verbindungen, Gedanken, Beziehungen und Lebensformen hervorzubringen. Es erscheint als etwas, das kontrolliert, gereinigt oder von außen begrenzt werden muss.

So kann aus normaler Neugier Scham werden, aus Sexualität Versuchung, aus Wut Sünde, aus Kritik Hochmut und aus Selbstbestimmung Egoismus. Der Mensch wird nicht dazu angeleitet, seine Wünsche zu verstehen, zu integrieren und verantwortlich zu gestalten. Er lernt, sie zu fürchten.

Die säkulare Gegenform lautet:

Wünsche sind keine Feinde. Sie müssen verstanden, verantwortet und an Einwilligung, Gegenseitigkeit und den Folgen für andere geprüft werden.

„Erlöse uns von dem Bösen“: Die Auslagerung des Problems

„Sondern erlöse uns von dem Bösen.“

Das Böse erscheint hier als Macht, von der der Mensch erlöst werden muss. Diese **Sprache** kann Leid und Gewalt ernst nehmen. Sie kann aber auch eine gefährliche Vereinfachung erzeugen: Komplexe menschliche, soziale und politische Probleme werden in Gut und Böse geteilt.

Wo das Böse externalisiert wird, erscheint es als Teufel, Versuchung, Feind, Häresie oder Verderbnis. Das erleichtert die Polarisierung. Statt nach Ursachen, Interessen, Traumata, Armut, Ideologie, Machtstrukturen und konkreten Handlungen zu fragen, wird ein Gegner moralisch absolut gesetzt.

Die Geschichte religiöser Gewalt zeigt die Gefahr dieser Logik. Wer sich selbst auf der Seite des Guten und den anderen auf der Seite des Bösen wähnt, kann Unterdrückung als Reinigung, Verfolgung als Schutz und Gewalt als Dienst an einer höheren Ordnung deuten.

Die säkulare Gegenform lautet:

Es gibt keine übernatürliche Entlastung von menschlicher Gewalt. Wir müssen ihre Ursachen verstehen, Betroffene schützen, Täter begrenzen und gerechte Institutionen schaffen.

„Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit“: Die Vollendung der Souveränität

„Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit.
Amen.“

Die Schlussdoxologie fasst zusammen, was das Gebet vorbereitet hat. Das Reich gehört Gott. Die Kraft gehört Gott. Die Herrlichkeit gehört Gott. Der Mensch bleibt im Verhältnis dazu bittend, empfangend, vergebungsbedürftig und abhängig.

Selbst wenn Menschen handeln, arbeiten, lieben, denken und kämpfen, wird die letzte Wirksamkeit einer höheren Instanz zugeschrieben. Eigene Fähigkeiten können dadurch als geliehene, sekundäre oder gefährliche Kräfte erscheinen. Selbstvertrauen wird leicht mit Hochmut verwechselt.

Das „Amen“ beendet nicht bloß einen Satz. Es besiegelt die Zustimmung zur gesamten Ordnung: Vater, Name, Reich, Wille, Gabe, [Schuld](#), Versuchung, Erlösung und höchste Herrlichkeit.

Die säkulare Gegenform lautet:

Kraft, Würde und Verantwortung liegen nicht außerhalb des Menschen. Sie entstehen zwischen Menschen, wenn sie ihre Welt gemeinsam, kritisch und ohne Unterwerfung gestalten.

Vom Gebet zur Selbstautorschaft

Das Vaterunser kann individuell als Trost, Gewohnheit oder poetische [Sprache](#) erlebt werden. Die [negative Hermeneutik](#) bestreitet nicht, dass Menschen sich dadurch getragen fühlen können.

Sie fragt jedoch nach dem Preis, wenn diese [Sprache](#) zur Norm wird, früh gelernt, ständig wiederholt und durch Kirche, Familie oder Staat gesellschaftlich verstärkt wird. Dann kann sie eine Haltung einüben, in der Menschen ihre Bedürfnisse erbitten, ihren Willen zurückstellen, ihre [Schuld](#) bekennen, ihre Wünsche fürchten und Rettung von außen erwarten.

Mündigkeit beginnt dort, wo der Mensch diese Sprechhaltung unterbrechen kann. Nicht um allmächtig zu werden, sondern um Verantwortung zu übernehmen.

Die säkulare Alternative zum Vaterunser wäre kein neues Dogma. Sie wäre eine offene Selbstverpflichtung:

Wir anerkennen unsere Bedürftigkeit, ohne uns zu unterwerfen.

Wir sorgen gemeinsam für Nahrung, Schutz und Würde.

Wir übernehmen Verantwortung für konkreten Schaden.

Wir vergeben freiwillig, aber wir erzwingen keine Vergebung.
Wir verstehen unsere Wünsche, statt sie zu verteufeln.
Wir bekämpfen Gewalt durch Erkenntnis, Schutz und Gerechtigkeit.
Und wir überlassen unsere [Freiheit](#) keiner höheren Instanz.

Die sieben Todsünden: Die Moralisation des Begehrens

Die sieben Todsünden sind keine bloßen Verbote einzelner Handlungen. Sie bilden eine Karte der verdächtigen Innenwelt. Sie erklären nicht erst Mord, Betrug oder Gewalt zum Problem. Sie setzen früher an: bei Selbstachtung, Besitzwunsch, Vergleich, Wut, Lust, Genuss und Ruhe.

Gerade darin liegt ihre Macht. Der Mensch soll nicht nur verantwortlich handeln. Er soll sich selbst als möglichen Ursprung des Bösen [überwachen](#). Seine Gefühle, Wünsche und Energien werden in eine moralische Verdachtsordnung gestellt.

Die sieben Hauptsünden lauten:

Hochmut, Geiz, Neid, Zorn, Unkeuschheit, Völlerei und Trägheit.

Sie heißen „Hauptsünden“, weil sie nach kirchlicher Lehre weitere Sünden hervorbringen sollen. [Negativhermeneutisch](#) kann man sagen: Sie heißen „Hauptsünden“, weil sie zentrale Quellen menschlicher Selbstbehauptung, Selbstdeutung, Lust, Abgrenzung und Lebensenergie moralisch verwalten.

Die Kritik besteht nicht darin, dass jede dieser Haltungen immer gut wäre. Gier kann zerstören, Zorn kann verletzen, Neid kann vergiften, und Genuss kann zwanghaft werden. Die Frage lautet vielmehr: Warum werden diese menschlichen Möglichkeiten als Sünden gegen eine höhere Ordnung gedeutet, statt nach ihren konkreten Folgen, Ursachen, Verhältnissen und Formen gefragt zu werden?

Hochmut: Die Sünde der Selbstachtung

„Hochmut“ bezeichnet die übersteigerte Erhebung des eigenen Selbst. Ihm wird traditionell die Demut entgegengesetzt.

Der Hochmut nimmt im christlichen System eine Schlüsselstellung ein. Er gilt häufig als Wurzel der anderen Sünden. Luzifer fällt, weil er sich erhebt. Adam und Eva fallen, weil sie Erkenntnis und Gottähnlichkeit begehren. Der Mensch wird schuldig, indem er mehr sein will, als ihm zugestanden wird.

[Negativhermeneutisch](#) ist Hochmut deshalb die Sünde der Selbstautorschaft. Nicht jede Selbstüberschätzung ist gemeint. Gemeint ist auch die Möglichkeit, sich nicht klein

zu machen. Wer sich selbst vertraut, sich von einer Autorität ablöst, sich nicht demütigt oder die eigene Kraft anerkennt, gerät leicht in die Nähe des Hochmuts.

Die religiöse Gegenfigur, die Demut, kann Bescheidenheit und Rücksichtnahme bedeuten. Doch sie kann auch zur Einübung von Selbstverkleinerung werden. Der Mensch soll seine Fähigkeiten als geliehen betrachten, seinen Erfolg Gott zuschreiben und sein eigenes Urteil gegenüber einer höheren Instanz zurücknehmen.

So entsteht ein asymmetrisches Verhältnis: Gott besitzt Kraft, Herrlichkeit und **Wahrheit**; der Mensch besitzt **Schuld**, Bedürftigkeit und Dankbarkeit. Selbstvertrauen erscheint nicht als Bedingung der Mündigkeit, sondern als moralisches Risiko.

Sartre würde gegen diese Ordnung einwenden: Der Mensch kann seine **Freiheit** nicht an einen höheren Willen delegieren. Er ist nicht dazu bestimmt, sich klein zu halten. Er muss Verantwortung für seinen Entwurf übernehmen, statt sich hinter einer vorgegebenen Essenz zu verbergen.

Die säkulare Gegenform lautet:

Selbstachtung ist kein Hochmut. Menschen dürfen ihre Fähigkeiten, ihr Wissen, ihre Kreativität und ihre Würde anerkennen, ohne sich über andere zu stellen.

Geiz: Die Entpolitisierung von Besitz

„Geiz“ oder „Habgier“ bezeichnet das übermäßige Festhalten an Besitz, Geld und materiellen Gütern.

Geiz kann reale soziale Schäden verursachen. Wer alles anhäuft, andere ausbeutet oder existenzielle Güter zurückhält, während andere leiden, handelt nicht folgenlos. Die christliche Kategorie bleibt jedoch unzureichend, weil sie Besitz vor allem als individuelles Laster deutet.

Sie fragt: Ist diese Person gierig? Sie fragt viel seltener: Wie ist Eigentum verteilt? Wer besitzt Land, Wohnungen, Fabriken, Daten, Energie und politische Macht? Wer arbeitet für wen? Wer kann sich Nahrung, Gesundheit und Sicherheit leisten? Welche historische Gewalt steckt in Reichtum?

So individualisiert die Sünde ein strukturelles Problem. Die gierige Person wird moralisch getadelt, während die Ordnung, die Gier belohnt, unsichtbar bleiben kann. Der Kapitalbesitzer darf sich als großzügig inszenieren, obwohl das System selbst auf Abhängigkeit, Enteignung oder ungleicher Verfügung über Lebensgrundlagen beruht.

Deleuze und Guattari würden hier nicht nur nach persönlicher Gier fragen, sondern nach den Maschinen, die Begehren, Geld, Arbeit und Macht miteinander verbinden. Geiz ist nicht nur Charakter. Er kann eine gesellschaftlich produzierte und belohnte Form der **Subjektivität** sein.

Die säkulare Gegenform lautet:

Nicht Besitz an sich ist das Problem, sondern die Frage, ob Eigentumsverhältnisse Würde, Teilhabe, soziale Sicherheit und [Freiheit](#) für alle ermöglichen oder verhindern.

Neid: Das Verbot des Vergleichs

„Neid“ bezeichnet die schmerzvolle oder feindselige Reaktion auf das Gute, den Erfolg oder das Glück anderer.

Neid kann zerstörerisch werden, wenn er anderen schaden will, bloß weil sie etwas besitzen oder erreichen. Doch die moralische Verurteilung des Neids kann eine wichtige Erkenntnis unterdrücken: Vergleich ist auch ein Sensor für Ungleichheit.

Wer neidisch auf die Sicherheit, [Freiheit](#), Anerkennung oder den Wohlstand anderer blickt, muss nicht bloß charakterlich mangelhaft sein. Die Empfindung kann anzeigen, dass etwas fehlt: Zugang zu Bildung, Schutz vor Armut, soziale Anerkennung, [Freiheit](#) über den eigenen Körper oder die Möglichkeit, ohne Angst zu leben.

Die christliche Moral droht, diesen sozialen Hinweis zu privatisieren. Statt zu fragen, warum manche alles und andere wenig haben, wird die verletzte Reaktion des Benachteiligten zur Sünde erklärt. Die Person soll ihr Begehren nach Gleichheit in Dankbarkeit, Demut oder jenseitige Hoffnung umformen.

Eine emanzipatorische Ethik muss zwischen zwei Dingen unterscheiden: dem Wunsch, anderen etwas wegzunehmen, und dem Wunsch, selbst nicht minderwertig behandelt zu werden. Nicht jeder Neid ist ein Wunsch nach Zerstörung. Manchmal ist er die undeutliche [Sprache](#) eines berechtigten Anspruchs.

Die säkulare Gegenform lautet:

Vergleiche können schmerzen. Sie dürfen jedoch auf Ungleichheit, Ausschluss und unerfüllte Bedürfnisse hinweisen. Entscheidend ist, ob aus ihnen Solidarität und Veränderung entstehen oder Feindseligkeit.

Zorn: Die Entwaffnung der Grenze

„Zorn“ bezeichnet die ungeordnete oder rachsüchtige Wut gegen andere.

Gewalttätiger Zorn kann verletzen. Rachsucht kann Konflikte eskalieren lassen. Doch die pauschale moralische Abwertung des Zorns hat eine herrschaftsstabilisierende Seite.

Zorn ist nicht nur Aggression. Er kann die unmittelbare Wahrnehmung einer verletzten Grenze sein. Er kann anzeigen, dass etwas unerträglich ist: Gewalt, Demütigung,

Missbrauch, Ausbeutung, Unterdrückung, Rassismus, Sexismus oder Verrat. Wer keinen Zorn zulassen darf, lernt möglicherweise auch nicht, [Nein](#) zu sagen.

Besonders problematisch wird die Sünde des Zorns dort, wo sie mit Vergebungspflicht und Demut verbunden wird. Betroffene sollen nicht wütend sein, nicht nachtragend sein, nicht anklagen, sondern vergeben. Die moralische Last liegt dann nicht mehr bei demjenigen, der Schaden verursacht hat, sondern bei demjenigen, der nicht rasch genug Frieden schließt.

Die christliche Idealisierung von Sanftmut kann so zur Entwaffnung von Widerstand werden. Das bedeutet nicht, dass jede Wut gerecht oder jede Gewalt legitim wäre. Es bedeutet: Eine Ethik muss Zorn zuerst verstehen, bevor sie ihn verurteilt.

Die säkulare Gegenform lautet:

Zorn ist ein Signal, keine Sünde. Er muss so gestaltet werden, dass er schützt, Grenzen sichtbar macht und Unrecht verändert, ohne selbst zu entmenslichen oder zu zerstören.

Unkeuschheit: Die Beschämung der Lust

„Unkeuschheit“ oder „Wollust“ bezeichnet die ungeordnete sexuelle Begierde.

Von allen Hauptsünden hat die Unkeuschheit die stärkste Wirkung auf Körper, Geschlecht und Selbstbild. Sie verbindet Lust mit Gefahr, Sexualität mit moralischem Verdacht und Begehren mit dem Risiko des Falls.

Die Kategorie ist nicht neutral. Sie stammt aus einer Ordnung, in der Ehe, Fortpflanzung, Erbe, Abstammung, Geschlechterrollen und religiöse Reinheit eng verbunden waren. Was nicht in diese Ordnung passt, erscheint als ungeordnet: vorehelicher Sex, Scheidung, Masturbation, nicht-monogame Beziehungen, queeres Begehren, weibliche sexuelle Selbstbestimmung oder Lust ohne Fortpflanzungszweck.

Deleuze und Guattari kritisieren gerade diese Reduktion des Begehrens. Begehren ist nicht bloß ein gefährlicher Trieb, der durch Familie, Vätergesetz und [Schuld](#) kontrolliert werden muss. Es ist eine produktive Kraft: Es schafft Beziehungen, Ausdrucksformen, Körperbilder, Lebensweisen und neue soziale Verbindungen.

Die kirchliche [Sexualmoral](#) kann Begehren ödipalisieren. Sie übersetzt Vielfalt in die enge Ordnung von Vater, Mutter, Ehe, [Schuld](#), Reinheit und Verbot. Was sich dieser Codierung entzieht, wird nicht einfach anders verstanden, sondern als Versuchung, Unordnung oder Sünde markiert.

Die säkulare Gegenform lautet:

Sexualität ist nicht unrein. Maßgeblich sind freie und informierte Einwilligung, Gegenseitigkeit, Schutz, Ehrlichkeit, Verantwortung und die Achtung der Grenzen aller Beteiligten.

Völlerei: Der Kampf gegen Genuss und Bedürfnis

„Völlerei“ bezeichnet den übermäßigen Genuss von Essen, Trinken und anderen körperlichen Befriedigungen.

Völlerei kann mit tatsächlicher Selbstschädigung, Abhängigkeit oder rücksichtsloser Verschwendung verbunden sein. Doch ihre religiöse Moralform macht körperlichen Genuss grundsätzlich verdächtig.

Der Körper erscheint als etwas, das nicht einfach Bedürfnisse hat, sondern diszipliniert werden muss. Essen, Trinken, Schlaf, Rausch, Freude und sinnliches Vergnügen stehen unter dem Verdacht, den Geist zu schwächen oder den Menschen vom Göttlichen abzuziehen.

Damit wird eine falsche Alternative erzeugt: entweder Askese und geistige Reinheit oder Genuss und moralischer Verfall. Die Möglichkeit, dass Genuss Teil eines guten, gesunden und gemeinschaftlichen Lebens sein kann, wird leicht verdrängt.

Auch sozial bleibt die Kategorie blind. Wer übermäßig konsumiert, handelt nicht im luftleeren Raum. Konsum hängt mit Armut, Stress, Einsamkeit, Werbung, Suchtmechanismen, Ernährungssystemen und ungleichem Zugang zu guter Nahrung zusammen. Die Sünde individualisiert erneut, was gesellschaftlich mitproduziert wird.

Die säkulare Gegenform lautet:

Der Körper ist kein moralischer Gegner. Bedürfnis und Genuss verdienen Achtsamkeit, Gesundheit, soziale Gerechtigkeit und Selbstkenntnis, nicht Beschämung.

Trägheit und Acedia: Die Verurteilung des Nichtfunktionierens

„Trägheit“ oder „Acedia“ bezeichnet nicht nur Faulheit, sondern in der christlichen Tradition auch Überdruß, Teilnahmslosigkeit oder Widerstand gegen die Liebe zu Gott.

Acedia ist eine besonders aufschlussreiche Kategorie. Sie meint nicht bloß, dass jemand zu wenig arbeitet. Sie kann bedeuten, dass jemand nicht beten, nicht dienen, nicht glauben, nicht an der religiösen Ordnung teilnehmen oder sich nicht für das Heil interessieren will.

Damit wird Distanz zur religiösen Pflicht selbst moralisch verdächtig. Erschöpfung, Depression, Zweifel, Rückzug, Widerstand oder der Wunsch, nicht verfügbar zu sein, können als geistige Trägheit erscheinen.

Diese Kategorie ist gefährlich, weil sie die Grenze zwischen psychischem Leiden und moralischem Versagen verwischt. Ein erschöpfter oder depressiver Mensch braucht

nicht zuerst Ermahnung, Gebet oder [Schuld](#). Er braucht Schutz, Zeit, medizinische und psychologische Hilfe, materielle Sicherheit und Beziehungen, die ihn nicht beschämen.

Zugleich kann Acedia als Kritik an der Verwertung des Menschen gelesen werden. Nicht jede Weigerung zu funktionieren ist Defekt. Manchmal ist sie ein Zeichen dafür, dass eine Ordnung zu viel verlangt. Die Weigerung, immer produktiv, gehorsam, fröhlich oder verfügbar zu sein, kann eine Form von Selbstschutz sein.

Die säkulare Gegenform lautet:

Nichtfunktionieren ist nicht automatisch moralisches Versagen. Menschen brauchen Ruhe, Rückzug, Unterstützung und das Recht, sich einer zerstörenden Leistungs- oder Glaubensforderung zu entziehen.

Die Umkehrung des Gerichts: Wenn die Sündenlehre ihr System trifft

Die sieben Todsünden werden gewöhnlich auf das einzelne [Subjekt](#) gerichtet. Der einzelne Mensch soll seinen Hochmut, seinen Neid, seinen Zorn, seine Lust, seine Völlerei, seinen Geiz und seine Trägheit [überwachen](#).

Diese Blickrichtung ist nicht unschuldig. Sie individualisiert, was oft durch Institutionen, Eigentumsordnungen und Machtgefälle hervorgebracht wird. Der Bauer soll sich wegen seines Neids schämen, während der Grundherr Land besitzt. Die Arme soll ihre Völlerei bekennen, während andere im Überfluss leben. Die missbrauchte Person soll ihren Zorn zügeln, während die Institution ihre Täter schützt. Der Gläubige soll demütig sein, während die Kirche sich als Trägerin einer übergeordneten [Wahrheit](#) inszeniert.

Die entscheidende [negativhermeneutische](#) Umkehrung lautet daher: Nicht nur der Mensch muss sich vor der Sündenlehre verantworten. Die Sündenlehre muss sich vor den Menschen verantworten.

Historisch wäre es falsch, jeden Priester, jede Nonne, jeden Mönch oder jede kirchliche Gemeinde als wohlhabend und herrschaftlich zu beschreiben. Viele niedere Geistliche lebten in ähnlichen oder sogar schlechteren ökonomischen Verhältnissen als ihre Umgebung. Doch die Institution als Ganze konnte zugleich über Land, Zehnten, Abgaben, Privilegien, Gerichte, Gebäude, Bildungsmonopole und symbolische Macht verfügen. Gerade diese [Spaltung](#) zwischen moralischem Anspruch und materieller Hierarchie macht die Rückwendung der sieben Todsünden auf das System notwendig.

Hochmut des Amtes: Wenn Demut von oben gepredigt wird

Die Kirche fordert Demut. Zugleich spricht sie in ihrer stärksten institutionellen Form mit einer Stimme, die sich über gewöhnliche Kritik erhebt. Sie beansprucht apostolische

Herkunft, sakramentale Vollmacht, besonderes Lehramt und Zugang zu einer [Wahrheit](#), die nicht von allen gleichermaßen geprüft werden kann.

Hier zeigt sich ein institutioneller Hochmut. Nicht der einzelne Gläubige erhebt sich, sondern das Amt erhebt sich über die Gläubigen. Es sagt: Wir verwalten die rechte Deutung, wir entscheiden über Orthodoxie und Häresie, wir definieren, was als Sünde gilt, wir vermitteln Heil.

Die Forderung nach Demut erhält dadurch einen asymmetrischen Charakter. Unten soll sich der Mensch klein machen; oben darf sich die Institution groß machen. Die Demut wird nach unten verteilt, die Autorität nach oben konzentriert.

Besonders deutlich wird dies dort, wo Kritik nicht als notwendige Korrektur, sondern als Ungehorsam, Glaubensschwäche oder Angriff auf die Kirche gedeutet wird. Dann ist die Institution nicht mehr demütig vor [Wahrheit](#). Sie setzt sich an deren Stelle.

Die säkulare Gegenform lautet:

Keine Institution besitzt [Wahrheit](#). Wer Macht ausübt, muss mehr Kritik zulassen, nicht weniger.

Geiz des Apparats: Armut predigen, Reichtum verwalten

Die christliche Tradition preist häufig Armut, Einfachheit und Loslösung vom Besitz. Zugleich entwickelten kirchliche Institutionen über Jahrhunderte beträchtliche Vermögen: Land, Gebäude, Zehnten, Stiftungen, Abgaben, Rechte und Einkünfte aus Ämtern.

Der Zehnte erscheint religiös als Gabe für Gott, Kirche, Klerus und Arme. In der gesellschaftlichen Wirklichkeit konnte er jedoch eine Pflichtabgabe sein, die besonders kleine Produzentinnen und Produzenten belastete. Wer wenig erntete, gab dennoch ab; wer kirchliche Abgaben nicht leisten konnte, geriet leichter in Konflikt mit einer Macht, die zugleich geistlich und materiell auftrat.

Die [negative Hermeneutik](#) fragt nicht nur: War ein bestimmter Kleriker persönlich habgierig? Sie fragt: Welche Ordnung erlaubt es einer Institution, Armut zu idealisieren und zugleich strukturell von den Erträgen der Armen zu leben?

Der überernährte Prälat gegenüber dem hungernden Bauern ist deshalb nicht nur ein polemisches Bild. Er bezeichnet eine strukturelle Möglichkeit: Diejenigen, die Verzicht, Demut und Jenseitshoffnung predigen, können an den Ressourcen derjenigen teilhaben, denen sie Verzicht empfehlen.

Die Sünde des Geizes wird so nach unten psychologisiert und nach oben ökonomisch unsichtbar gemacht. Der Arme soll nicht begehren; die Institution darf besitzen.

Die säkulare Gegenform lautet:

Wer Armut kritisiert, muss Besitzverhältnisse offenlegen. Wer Solidarität predigt, muss seine Ressourcen transparent machen, demokratisch kontrollieren

lassen und dem Gemeinwohl unterordnen.

Neid als Disziplinierung der Benachteiligten

Der Neid wird moralisch verurteilt. Doch in einer ständischen und feudalen Ordnung konnte diese Verurteilung eine präzise soziale Funktion erfüllen. Wer auf den Reichtum des Bischofs, des Abtes, des Adligen oder des Klosters blickte und darin Unrecht erkannte, konnte als neidisch, missgünstig oder geistlich unreif erscheinen.

Damit wird der Blick auf Ungleichheit umgelenkt. Nicht das Missverhältnis zwischen Überfluss und Mangel wird zum Problem, sondern die Empfindung desjenigen, der dieses Missverhältnis wahrnimmt.

Der hungernde Bauer soll sich nicht fragen, warum er Abgaben leistet, während kirchliche Eliten über Land, Speicher, Einnahmen und politische Beziehungen verfügen. Er soll sich fragen, ob sein Wunsch nach Teilhabe nicht bereits Neid sei.

Diese Moral schützt Hierarchie, indem sie den Affekt der Benachteiligten pathologisiert. Sie macht aus sozialer Wahrnehmung einen Charakterfehler.

Die säkulare Gegenform lautet:

Der Schmerz über Ungleichheit ist nicht notwendig Neid. Er kann der Anfang einer gerechten Frage sein: Warum besitzen einige zu viel, während andere zu wenig haben?

Zorn: Die Entwaffnung des Widerstands

Zorn ist für jede Herrschaft gefährlich, wenn er sich artikuliert, organisiert und in Widerstand übersetzt. Eine religiöse Kultur, die Zorn vorschnell als Sünde, Bitterkeit oder Mangel an [Vergebung](#) deutet, kann die Unterdrückten entwaffnen.

Der Bauer, der gegen den Zehnten protestiert; die Frau, die sich gegen einen gewalttätigen Ehemann oder Geistlichen wehrt; das Kind, das Missbrauch benennt; die ausgebeutete Person, die nach Gerechtigkeit verlangt — sie alle können mit der Forderung nach Sanftmut, Demut, Geduld und [Vergebung](#) konfrontiert werden.

So entsteht eine asymmetrische Moral. Macht darf verletzen, solange sie sich auf Tradition, Amt oder göttliche Ordnung beruft. Der Widerstand gegen die Verletzung erscheint dagegen als Zorn, Ungehorsam oder Aufruhr.

Natürlich ist nicht jede Wut gerecht und nicht jede Gewalt legitim. Doch eine Moral, die den Zorn der Betroffenen schneller verurteilt als die Gewalt der Mächtigen, bewahrt keinen Frieden. Sie bewahrt ein Machtgefälle.

Die säkulare Gegenform lautet:

Zorn über Unrecht ist legitim. Er muss nicht heilig sein, um gehört zu werden. Entscheidend ist, ob er Schutz, [Wahrheit](#), Begrenzung von Macht und gerechte Veränderung ermöglicht.

Unkeuschheit: Die Kontrolle der Körper von unten

Die kirchliche Sexualmoral hat historisch selten alle Körper gleichermaßen kontrolliert. Die Sanktionen und Beschämungen trafen besonders Frauen, queere Menschen, unverheiratete Personen, Arme, Dienstboten und jene, deren Abhängigkeit sie verletzlich machte.

Die Institution konnte sexuelle Reinheit predigen und zugleich männliche Autorität, patriarchale Eheordnung und die soziale Kontrolle weiblicher Fortpflanzung absichern. Während sich mächtige Männer oft eher Möglichkeiten der Umgehung, Diskretion oder Absolution verschaffen konnten, trugen andere die soziale Schande sichtbar am Körper: durch Rufverlust, Ausschluss, Armut, Zwangsehen oder Gewalt.

Die Sünde der Unkeuschheit richtet den Blick auf die Sexualität des Individuums. Sie verdeckt leichter die Frage, wer über Körper verfügen darf, wer Zugang zu Bildung und Verhütung hat, wer bei sexueller Gewalt geglaubt wird und wer die Folgen einer normabweichenden Beziehung trägt.

Die [negative Hermeneutik](#) zeigt hier eine doppelte Unkeuschheit des Systems: Es moralisiert Lust nach unten, während es Macht über die Körper anderer nach oben konzentriert.

Die säkulare Gegenform lautet:

Nicht Reinheit, sondern Einwilligung, Schutz, Gleichrangigkeit und körperliche Selbstbestimmung sind die Kriterien einer gerechten Sexualethik.

Völlerei: Askese für die Vielen, Überfluss für die Wenigen

Völlerei wird als übermäßiger Genuss von Nahrung, Alkohol und Körperlichkeit verurteilt. Doch gerade hier wird die Klassenfrage sichtbar.

Wer hungert, kann kaum der Völlerei bezichtigt werden. Dennoch kann eine Kultur der Askese den Mangel der Armen ideologisch verwandeln. Armut erscheint dann nicht als politisches Unrecht, sondern als Gelegenheit zu Demut, Geduld, Läuterung oder jenseitiger Belohnung. Das Leiden des Körpers erhält einen Sinn, der seine materielle Ursache verdeckt.

Gleichzeitig konnten kirchliche Eliten, Klöster, Bischofssitze und höhere Ämter über erhebliche Ressourcen verfügen. Die historische Wirklichkeit war regional und sozial sehr verschieden; nicht jeder Kleriker lebte im Überfluss. Aber die Möglichkeit institutioneller Pracht neben verbreiteter Not war real und wurde auch zeitgenössisch kritisiert.

Das Problem lautet daher nicht schlicht: Reiche Menschen essen zu viel. Es lautet: Eine Institution kann körperlichen Verzicht heiligen und dabei eine Ordnung mittragen, in der andere über ausreichend Nahrung, Land und Vorräte verfügen und andere nicht.

Die säkulare Gegenform lautet:

Hunger ist keine Tugendschule. Ernährung, Wohnen und Gesundheit sind soziale Rechte. Genuss ist nicht das Problem; ungerechte Verteilung ist es.

Acedia: Die Sünde des Nicht-Funktionierens

Acedia, Trägheit, ist besonders geeignet, Menschen gegen sich selbst aufzubringen. Wer nicht arbeitet, nicht betet, nicht gehorcht, nicht dient oder sich dem religiösen Rhythmus entzieht, kann als geistig träge erscheinen.

In einem hierarchischen System ist das funktional. Diejenigen, die unter schwierigen Verhältnissen erschöpft, krank, arm oder widerständig werden, können moralisch abgewertet werden. Nicht die Ordnung erscheint als zu hart, sondern die Person als zu schwach.

Acedia kann deshalb die religiöse [Sprache](#) einer Arbeits- und Gehorsamsdisziplin sein. Der Mensch soll verfügbar bleiben: für Arbeit, Familie, Gebet, Amt, Opfer und die Erwartungen der Gemeinschaft. Rückzug, Zweifel, Erschöpfung oder Verweigerung werden leicht als moralischer Defekt gelesen.

Die Institution selbst kann dabei eine besondere Form von Acedia verkörpern: nicht Faulheit, sondern geistige Trägheit gegenüber eigenem Unrecht. Wo Missbrauch vertuscht, Gewalt relativiert, Hierarchie gegen Kritik verteidigt oder neue Erkenntnis abgewehrt wird, zeigt sich nicht Demut, sondern institutionelle Unbeweglichkeit.

Die säkulare Gegenform lautet:

Erschöpfung ist kein Laster. Verweigerung kann Selbstschutz sein. Und jede Institution muss sich daran messen lassen, ob sie fähig ist, aus Kritik zu lernen, Schaden anzuerkennen und sich zu verändern.

Das System als Spiegel seiner Sündenlehre

Die sieben Todsünden können auf diese Weise als Spiegel gegen die Institution selbst gekehrt werden:

Hochmut	Lehr- und Deutungsmonopol, Immunisierung gegen Kritik, sakralisierte Hierarchie.
Geiz	Anhäufung und Verwaltung von Besitz, Abgaben und Privilegien bei gleichzeitiger Idealisierung von Armut und Verzicht.
Neid	Pathologisierung der Empörung über Ungleichheit und Delegitimierung sozialer Ansprüche der Benachteiligten.
Zorn	Forderung nach Demut und Vergebung an Betroffene, während Machtmissbrauch oder Gewalt als Ausnahme, Prüfung oder Einzelfall behandelt wird.
Unkeuschheit	Kontrolle von Sexualität und Körpern, besonders dort, wo Menschen sozial abhängig, weiblich, queer oder arm sind.
Völlerei	Legitimierung von Askese und Mangel für die Vielen, während Teile des institutionellen Apparats Reichtum, Pracht und Ressourcen verwalten.
Acedia	Unfähigkeit oder Unwille, eigenes Unrecht, historische Gewalt und strukturellen Machtmissbrauch konsequent anzuerkennen und zu verändern.

Die tiefere Kritik lautet damit: Die Sündenlehre kann eine moralische Optik erzeugen, die den Blick der Armen, Abhängigen und Verletzten auf deren angebliche Laster lenkt, während die Sünden der Macht als Tradition, Ordnung, Amt, Eigentum oder Heiligkeit erscheinen.

Eine gerechte Moral beginnt nicht damit, die Innenwelt der Schwächeren zu verdächtigen. Sie beginnt damit, Macht sichtbar zu machen.

Man kann Psalm 23 so radikal lesen — aber damit die Kritik stark bleibt, sollte sie nicht behaupten, der Text meine historisch nachweisbar „Wasseropfer“ oder bereite unmittelbar Kreuzzüge vor. Präziser ist: Seine Bilder **können** eine Unterwerfungslogik normalisieren, in der Führung, Schutz, Feindbild und Versorgung von einer absoluten Vaterinstanz abhängen.

Die Hirtenmetapher war im Alten Orient zudem mit Königs- und Herrschaftssprache verbunden; negativhermeneutisch geht es daher nicht nur um ein idyllisches Schafbild, sondern um eine politische Figur fürsorglicher Souveränität.

Psalm 23: Negative Hermeneutik der fürsorglichen Herrschaft

Psalm 23 ist kein offener Gewalttext. Seine Macht liegt gerade darin, dass er Herrschaft als Trost darstellt. Der Herr schreit nicht, er führt. Er droht nicht zuerst, er versorgt. Er zwingt nicht sichtbar, er macht Abhängigkeit zum Bild des Friedens.

Die [negativhermeneutische](#) Frage lautet deshalb: Welche Haltung wird eingeübt, wenn der Mensch sich wiederholt nicht als handelndes, urteilendes und selbstverantwortliches Wesen anspricht, sondern als Schaf unter einem Hirten?

„Der Herr ist mein Hirte“

„Der Herr ist mein Hirte.“

Der Satz scheint Geborgenheit zu versprechen. Doch der Hirt ist nicht der Freund des Schafs. Er besitzt, zählt, lenkt, schützt, nutzt und gegebenenfalls verwertet die Herde. Das Schaf ist kein Partner des Hirten. Es ist ein abhängiges Nutztier.

[Negativhermeneutisch](#) wird der Mensch hier in eine vorpolitische Kindheitsposition versetzt. Er soll nicht selbst den Weg suchen, nicht über Ziele beraten und nicht über die Bedingungen seiner Versorgung verfügen. Sein Ideal ist nicht Autonomie, sondern gute Führbarkeit.

Die väterliche Herrschaft erscheint als Naturordnung: oben der Hirt, unten die Herde. Dass der Hirt gut sein *kann*, verändert die Asymmetrie nicht. Gerade die Güte der Führung macht Unterordnung psychologisch annehmbar.

Die religiöse Vaterfigur wird dabei nicht als bloße Metapher behandelt, sondern als höchste Wirklichkeit. Die Person lernt, sich selbst eher als schutzbedürftiges Wesen zu verstehen als als Quelle von Urteil, Kraft und Gestaltung.

Die säkulare Gegenform lautet:

Kein Mensch ist Vieh einer höheren Instanz. Schutz darf nicht mit Verfügung verwechselt werden; Fürsorge darf keine Unterordnung fordern.

„Mir wird nichts mangeln“

„Mir wird nichts mangeln.“

Diese Zeile verspricht vollständige Versorgung. Ihre tröstende Seite ist offenkundig: Wer Mangel, Armut, Angst oder Verlust kennt, kann in ihr eine Gegenwelt hören.

[Negativhermeneutisch](#) liegt die Gefahr in der Entmündigung des Bedürfnisses. Wenn der Hirt entscheidet, dass nichts mangelt, verliert das [Subjekt](#) das Recht, selbst zu

bestimmen, was ihm fehlt. Der Mensch wird zur Kurzsicht erzogen: Er soll nicht nach einer gerechten Verteilung von Nahrung, Land, Arbeit, Wissen, Sicherheit oder [Freiheit](#) fragen, sondern darauf vertrauen, dass die höchste Instanz schon versorgen werde.

So kann tatsächlicher Mangel spiritualisiert werden. Hunger, Armut, Einsamkeit und Unterdrückung erscheinen nicht mehr zuerst als veränderbare gesellschaftliche Verhältnisse, sondern als Prüfung, vorübergehendes Tal oder Anlass zum Vertrauen.

Die Zeile kann dadurch eine politische Beruhigung erzeugen: Nicht die Welt muss gerechter werden; der Mensch muss lernen, sich trotz der Welt als versorgt zu begreifen.

Die säkulare Gegenform lautet:

Ich darf benennen, was mir fehlt. Bedürfnisse sind keine Glaubensfrage, sondern Hinweise auf Rechte, Verletzlichkeit und gesellschaftliche Verantwortung.

„Er weidet mich auf einer grünen Aue“

„Er weidet mich auf einer grünen Aue.“

Die grüne Aue ist das Bild einer vollkommen versorgten Welt. Doch auch hier bleibt das Schaf Schaf. Es frisst, was ihm vorgesetzt wird; es bewegt sich innerhalb eines fremd bestimmten Raumes; es empfängt seine Lebensbedingungen, statt sie mitzugestalten.

Das Bild enthält damit eine pastorale Utopie der Passivität. Nicht [Freiheit](#), nicht Konflikt, nicht Erkenntnis und nicht Veränderung stehen im Mittelpunkt, sondern die wohlversorgte Herde.

Die Aue kann zur Ideologie der zufriedenen Abhängigkeit werden: Solange die Versorgung funktioniert, soll die Frage nach Macht, Eigentum und Selbstbestimmung verstummen. Das gute Gehege erscheint besser als die offene Welt.

In Deleuze und Guattaris [Sprache](#) könnte man sagen: Das Begehren wird territorialisiert. Es soll sich innerhalb der grünen Aue bewegen, statt neue Verbindungen, andere Räume und eigene Formen des Lebens zu erfinden.

Die säkulare Gegenform lautet:

Ein gutes Leben besteht nicht darin, friedlich verwaltet zu werden. Es besteht darin, die Bedingungen des eigenen Lebens mit anderen gleichberechtigt gestalten zu können.

„Und führet mich zum frischen Wasser“

„Und führet mich zum frischen Wasser.“

Wasser ist nicht nur ein religiöses Symbol. Es ist die elementare Bedingung leiblichen Lebens. Wer über Wasser verfügt, verfügt über Leben, Gesundheit, Landwirtschaft, Überleben und Zukunft.

Der Psalm macht aus diesem elementaren Gut eine Gabe des Hirten. Dadurch kann eine soziale und politische Tatsache religiös umgedeutet werden: Wasser erscheint nicht als Gemeingut, Menschenrecht oder Ergebnis gemeinsamer Sorge, sondern als Zuwendung einer höheren Instanz.

Die problematische Bewegung liegt nicht darin, dass Wasser *Gott geopfert* würde; das behauptet der Psalm nicht. Sie liegt darin, dass das Lebensnotwendige als Geschenk einer Vatermacht erscheint. Das **Subjekt** dankt für das, worüber es möglicherweise mit anderen verfügen, das es schützen und dessen gerechte Verteilung es organisieren müsste.

Die Gabe erzeugt **Schuld**. Wer empfängt, ist dankbar. Wer dankbar ist, stellt seltener die Bedingungen der Gabe in Frage. Aus dem Wasser des Lebens wird so eine Lektion in Abhängigkeit.

Die säkulare Gegenform lautet:

Wasser ist keine Gnade. Es ist eine Lebensgrundlage. Niemand darf über sie als Eigentümer, Vater oder Erlöser verfügen.

„Er erquicket meine Seele“

„Er erquicket meine Seele.“

Der Begriff der Seele ist keine empirisch nachweisbare innere Substanz. Er ist ein historisch und kulturell variables Deutungsgefäß für Erleben, Bewusstsein, Gedächtnis, Stimmung, Identität, Angst, Hoffnung und innere Verletzlichkeit.

Gerade darin kann seine religiöse Verwendung problematisch werden. Wenn Gott die „Seele“ erquickt, beansprucht die Gottesbeziehung nicht nur äußeres Verhalten. Sie reicht bis in die Innenwelt. Der Mensch soll nicht nur gehorchen oder danken; sein innerstes Erleben soll durch die Vaterinstanz versorgt, beruhigt und gedeutet werden.

Die Seele wird dadurch zu einem Besitzraum religiöser Macht. Sie ist das unsichtbare Gefäß, dessen Zustand nicht mehr allein der Person, ihren Beziehungen, ihrer Geschichte, ihrem Körper und ihrer sozialen Lage zugerechnet wird. Die Kirche, der Priester, das Gebet und die sakrale Ordnung können erklären, was mit dieser Seele geschehen soll.

Psychisches Leiden kann dann spiritualisiert werden. Erschöpfung, Depression, Trauma, Einsamkeit oder Angst erscheinen als Durst der Seele, als Glaubensprüfung oder als Mangel an Gott, statt als Erfahrung, die Schutz, Beziehung, Therapie, medizinische Hilfe und Veränderung sozialer Verhältnisse verlangen kann.

Die säkulare Gegenform lautet:

Meine Innenwelt ist kein Besitz einer höheren Instanz. Sie ist weder rein noch unrein, sondern wirklich: geprägt durch Körper, Geschichte, Beziehungen und die Bedingungen meines Lebens.

„Er führet mich auf rechter Straße“

„Er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen.“

Die „rechte Straße“ ist nicht der Weg, den ein Mensch nach Prüfung, Erfahrung und Verantwortung selbst wählt. Es ist der schon richtige Weg. Seine Richtigkeit steht fest, bevor der Mensch ihn betritt.

Damit wird Moral topologisch: Es gibt den rechten Weg und die Verirrung. Wer abweicht, irrt nicht möglicherweise, sondern entfernt sich von der [Wahrheit](#). Die Vielfalt menschlicher Lebensformen wird unter einen vorgegebenen Pfad gestellt.

Entscheidend ist der Nachsatz: „um seines Namens willen“. Der Mensch wird nicht um seiner [Freiheit](#), seiner Würde oder seines Glücks willen geführt. Er wird geführt, damit der Name des Hirten, seine Ehre und seine Ordnung bestätigt werden.

Das ist der Punkt, an dem Fürsorge in Selbstbestätigung der Macht umschlägt. Der Hirt führt nicht allein um des Schafs willen. Das Schaf wird zum Beleg seiner guten Herrschaft.

Die säkulare Gegenform lautet:

Es gibt keinen heiligen Weg, den alle gehen müssen. Ethisch ist nicht der Weg, der einer Autorität Ehre macht, sondern der, der [Freiheit](#), Würde und die Unversehrtheit anderer schützt.

„Und ob ich schon wanderte im finstern Tal“

„Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir.“

Das finstere Tal ist das stärkste Trostbild des Psalms. Es spricht von Tod, Krankheit, Verlassenheit, Gefahr und Angst. Es verspricht: Du bist nicht allein.

[Negativhermeneutisch](#) stellt sich jedoch die Frage: Was geschieht, wenn die Erfahrung des Alleinseins nicht mehr anerkannt werden darf? Wenn die Person sagen muss: „Da ist jemand bei mir“, obwohl sie tatsächlich einsam, unverstanden oder verlassen ist?

Die Formel kann einen inneren Dialog nach außen verlagern. Statt dass der Mensch eigene Angst wahrnimmt, mit anderen spricht, Hilfe sucht, trauert oder sich selbst stützt, kann er die innere Stimme als Gegenwart eines unsichtbaren Anderen deuten.

Das „Ich“ wird dann nicht einfach zerstört. Aber es kann in seiner Selbstautorschaft geschwächt werden: Es lernt, Trost nicht als eigene Fähigkeit, Beziehung zu realen

Menschen oder soziale Aufgabe zu verstehen, sondern als Anwesenheit eines innerlich veräußerten Vaters.

Die säkulare Gegenform lautet:

Angst bedeutet nicht, dass ich versagt habe. Ich darf sie als meine Erfahrung anerkennen, sie mit realen Menschen teilen und Hilfe suchen, ohne eine unsichtbare Gegenwart behaupten zu müssen.

„Dein Stecken und Stab trösten mich“

„Dein Stecken und Stab trösten mich.“

Stecken und Stab sind keine ausschließlich sanften Gegenstände. Der Stab kann führen, stützen und retten. Der Stecken kann verteidigen, aber auch antreiben, korrigieren und schlagen. In der Hirtenmetapher gehören Schutz und Disziplin zusammen.

Gerade das ist negativhermeneutisch aufschlussreich: Das Instrument, das Sicherheit verspricht, ist auch das Instrument, das Kontrolle ermöglicht. Der Trost des Schafs liegt darin, dass dieselbe Macht, die es lenkt und nötigenfalls züchtigt, es gegen äußere Gefahren schützt.

Dies kann ein Modell autoritärer Bindung sein. Die Person lernt: Die Instanz, vor der ich mich beuge, ist zugleich diejenige, von der ich Schutz erwarte. Kritik wird dadurch schwer. Wer den Stecken fürchtet, kann sich dennoch nach ihm sehnen, weil er ohne ihn schutzlos zu sein glaubt.

In religiöser Erziehung kann diese Struktur Gestalt annehmen, wenn Angst vor **Schuld**, Strafe, Ausschluss oder Hölle mit dem Versprechen von Liebe, Führung und **Vergebung** verbunden wird. Die Macht verletzt nicht offen; sie erscheint als notwendige Korrektur zum eigenen Heil.

Die säkulare Gegenform lautet:

Schutz darf nie an die Drohung der Züchtigung gebunden sein. Eine Beziehung ist nur fürsorglich, wenn sie ohne Angst vor Demütigung, Strafe oder Unterwerfung besteht.

„Du bereitest vor mir einen Tisch im Angesicht meiner Feinde“

„Du bereitest vor mir einen Tisch im Angesicht meiner Feinde.“

Diese Zeile erzeugt eine Szene der Überlegenheit. Das bedrohte Ich wird nicht aus der Feindschaft herausgeführt. Es wird vor den Augen der Feinde ausgezeichnet, versorgt und erhöht.

Das Bild kann Trost für Verfolgte sein: Trotz Bedrohung bleibt Würde möglich. **Negativhermeneutisch** kann es jedoch Feindbilder stabilisieren. Die Welt teilt sich in die geschützte Gemeinschaft und ihre Gegner. Die eigene Versorgung wird nicht unabhängig von den Feinden gedacht, sondern gerade *im Angesicht* der Feinde inszeniert.

So kann religiöse Identität eine Bühne der moralischen Überlegenheit werden. Die Anderen erscheinen als Feinde, während die Eigengruppe sich als von Gott gedeckt, versorgt und bestätigt erlebt. Das ist nicht unmittelbar ein Aufruf zum Krieg. Aber es liefert eine symbolische Grammatik, die Ausgrenzung, Kampf und die Vorstellung einer heiligen Gemeinschaft gegen bedrohliche Andere anschlussfähig machen kann.

Wo diese Grammatik politisch radikalisiert wird, kann sie zur Vorbereitung auf religiöse Konflikte beitragen: Nicht weil der Psalm automatisch Gewalt befiehlt, sondern weil er die Feindbeziehung in eine göttlich sanktionierte Szene einbindet.

Die säkulare Gegenform lautet:

Kein Mensch braucht Feinde, um Würde zu erfahren. Sicherheit und Wohlstand dürfen nicht als Auszeichnung gegen andere inszeniert werden, sondern müssen allen zugänglich sein.

„Du salbest mein Haupt mit Öl“

„Du salbest mein Haupt mit Öl.“

Salbung ist nicht bloß Pflege. Sie ist Auszeichnung, Weihe und Erhebung. Im religiösen und politischen Kontext kann sie Könige, Priester und Erwählte markieren. Das Haupt wird nicht einfach berührt; es wird in eine Ordnung besonderer Bedeutung aufgenommen.

Negativhermeneutisch kann die Salbung als Produktion des Erwählten gelesen werden. Die Person erhält ihre Würde nicht aus sich selbst, nicht aus gleicher Menschenwürde und nicht aus eigener Selbstbestimmung, sondern aus der Berührung durch eine höhere Macht.

Diese Struktur kann institutionell weitergegeben werden. Wer geweiht, gesalbt oder sakramental ausgezeichnet ist, erscheint als Träger einer besonderen Nähe zu Gott. Zwischen gewöhnlichen Menschen und den besonders Berufenen entsteht ein Gefälle.

Die säkulare Gegenform lautet:

Würde wird nicht verliehen. Niemand wird durch Weihe mehr Mensch und niemand ist ohne Weihe weniger Mensch.

„Du schenkest mir voll ein“

„Du schenkest mir voll ein.“

Die überfließende Gabe vollendet die Logik der Abhängigkeit. Der Hirt gibt nicht nur genug; er gibt im Übermaß. Die Person erscheint als Empfängerin einer Fülle, die nicht aus eigener Handlung, gemeinsamer Arbeit oder gerechter Verteilung entsteht.

Dies kann Dankbarkeit fördern. Doch Dankbarkeit gegenüber einer allmächtigen Geberinstanz ist nie neutral. Wer alles als Gabe erhält, kann sich schwerer als Miturheberin des eigenen Lebens verstehen. Eigene Leistung, Solidarität, Arbeit, politische Organisation und Widerstand verlieren an Bedeutung gegenüber der Gnade.

Die gefährliche soziale Folge lautet: Privileg kann als Segen gelesen werden. Reichtum, Erfolg oder Sicherheit erscheinen dann nicht als Frage gesellschaftlicher Verteilung, sondern als Zeichen göttlicher Gunst.

Die säkulare Gegenform lautet:

Fülle ist keine Belohnung durch Gnade. Sie ist eine Frage gerechter Verteilung, gemeinsamer Arbeit und der Anerkennung, dass niemand seinen Wohlstand allein hervorbringt.

„Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen“

„Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang.“

Das Gute und die Barmherzigkeit erscheinen nicht als Handlungen, die der Mensch selbst hervorbringen, lernen und anderen erweisen muss. Sie folgen ihm wie Begleiterinnen, weil er unter dem Schutz des Hirten steht.

Damit wird Ethik von der Praxis zur Verheißung. Der Mensch muss nicht zuerst fragen: Wie handle ich barmherzig? Wie verhindere ich Schaden? Wie verhalte ich mich gerecht? Er darf darauf vertrauen, dass Güte seinem Leben folgt.

Diese Verheißung kann Trost sein. Sie kann aber auch moralische Passivität erzeugen. Barmherzigkeit wird nicht mehr eine politische und zwischenmenschliche Aufgabe, sondern eine Eigenschaft der göttlichen Ordnung.

Die säkulare Gegenform lautet:

Güte folgt niemandem automatisch. Sie entsteht, wenn Menschen Verantwortung übernehmen, Schutz gewähren und gerechte Verhältnisse herstellen.

„Ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar“

„Und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar.“

Der Psalm endet nicht mit Aufbruch, Reife oder Rückkehr in eine offene Welt. Er endet mit dem dauerhaften Bleiben im Haus des Herrn.

Das Haus ist der Raum der Zugehörigkeit, der Ordnung und des Schutzes. Doch es ist auch der Raum, den der Mensch nicht verlässt. Die Erwachsenwerdung, die im Verlassen des Elternhauses und im Aufbau eines eigenen Lebens besteht, wird symbolisch umgekehrt: Das höchste Ziel ist nicht Ablösung, sondern endgültige Rückkehr in das Haus des Vaters.

Hier verdichtet sich die infantilisierende Möglichkeit des Psalms. Der Mensch soll nicht selbst ein Haus bauen, nicht eine offene Gemeinschaft freier Menschen gestalten und nicht die Bedingungen seiner Zugehörigkeit mitbestimmen. Er soll im Haus bleiben.

Das Haus des Herrn kann sich institutionell verkörpern: als Kirche, Gemeinde, Dogma, Amt oder sakramentale Ordnung. Wer es verlässt, kann als verloren, heimatlos oder gefährdet erscheinen.

Die säkulare Gegenform lautet:

Zugehörigkeit darf Schutz geben, aber sie darf kein Gefängnis sein. Ein erwachsener Mensch muss Häuser verlassen, verändern, neu bauen und ohne metaphysische Heimatdrohung leben dürfen.

Schluss: Gegen die Verwechslung von Trost und Unterwerfung

Psalm 23 zeigt die verführerische Form einer Macht, die nicht zuerst befiehlt, sondern tröstet. Er verwandelt Führung in Geborgenheit, Abhängigkeit in Versorgung, Züchtigung in Schutz, Feindschaft in Auszeichnung und dauerhaftes Bleiben in Heil.

Die [negative Hermeneutik](#) muss daher nicht behaupten, jeder Mensch, der diesen Psalm liebt, wolle beherrscht werden. Sie muss aber sichtbar machen, welche Haltung der Text einüben kann, wenn er früh gelernt, institutionell verstärkt und gegen Kritik abgeschirmt wird.

Der Mensch ist kein Schaf. Seine Bedürfnisse sind keine Bitte an einen Hirten. Seine Innenwelt ist keine Seele im Besitz einer höheren Instanz. Sein Trost darf aus realen Beziehungen, Selbstkenntnis, Solidarität, Therapie, Kunst, Erinnerung und gemeinsamer Veränderung entstehen.

Die säkulare Gegenform könnte lauten:

Ich bin kein Vieh einer höheren Macht.
Ich darf benennen, was mir fehlt.
Ich teile Wasser, Nahrung und Schutz mit anderen.
Ich erkenne Angst an, ohne mich ihr zu unterwerfen.
Ich brauche keinen Stock, der mich führt oder schlägt.
Ich muss keine Feinde haben, um Würde zu besitzen.
Und ich darf Häuser verlassen, um mein Leben selbst zu gestalten.

Taufe: Die Einschreibung vor dem eigenen Wort

Die Säuglingstaufe ist nicht bloß ein symbolisches Familienfest. Sie ist ein Verfahren der frühen Zugehörigkeitsproduktion. Ein Mensch wird in eine religiöse Geschichte, eine Schuldordnung, eine Gemeinschaft und eine Autoritätsstruktur aufgenommen, bevor er sprechen, zustimmen, widersprechen oder die Bedeutung des Geschehens verstehen kann.

Die katholische Kirche deutet die Taufe als Neugeburt aus Wasser und Geist, als Befreiung von Sünde und als Eingliederung in die Kirche. [Negativhermeneutisch](#) erscheint dieselbe Handlung als eine Einschreibung: Das [Kind](#) erhält eine Zugehörigkeit, die älter sein soll als sein eigenes Urteil.

Die Ankunft: Das Kind wird vorgestellt

Im Taufritus bringen Eltern und Patinnen oder Paten das [Kind](#) zur Kirche. Der Priester fragt nach dem Namen des Kindes und nach dem Wunsch der Eltern. Üblicherweise lautet die Antwort: „Die Taufe“ oder „Den Glauben“.

Bereits diese erste Szene ist aufschlussreich. Nicht das [Kind](#) spricht. Andere sprechen über es. Andere bestimmen, welche Zugehörigkeit es erhalten soll. Andere erklären, was für dieses Leben gut, wahr und notwendig sei.

Der Name könnte der Beginn einer offenen Biographie sein: Dieses einmalige Wesen wird angesprochen, ohne dass sein Weg festgelegt wird. Im Ritual wird der Name jedoch sofort mit einer sakramentalen Ordnung verbunden. Das [Kind](#) wird nicht nur benannt; es wird einer Geschichte zugeordnet, die seine spätere Selbstdeutung vorstrukturieren kann.

Die [negative Hermeneutik](#). lautet:

Das [Kind](#) erhält einen Namen, aber noch keine Stimme. Die Institution spricht seinen Namen aus, um es in ihre [Sprache](#) aufzunehmen.

Die säkulare Gegenform lautet:

Ein [Kind](#) darf einen Namen erhalten, ohne dass seine Weltanschauung vor seiner eigenen Urteilsfähigkeit festgelegt wird.

Das Kreuzzeichen: Markierung des Körpers

Der Priester zeichnet gewöhnlich ein Kreuz auf die Stirn des Kindes. Eltern und Patinnen oder Paten werden eingeladen, dasselbe zu tun.

Innerhalb der Kirche bedeutet dies: Das Kind wird im Zeichen Christi empfangen und als zu Christus gehörig markiert. [Negativhermeneutisch](#) ist das Kreuz jedoch nicht nur ein Zeichen des Schutzes. Es ist ein Zeichen der Besitzanzeige.

Der Körper, insbesondere die Stirn als Ort von Gesicht, Blick, **Sprache** und sichtbar werdender Individualität, wird mit dem Zeichen einer höheren Ordnung versehen. Noch bevor das **Kind** eine eigene Weltanschauung ausbilden kann, wird sein Körper symbolisch als bereits zugehörig behandelt.

Mit Peirce lässt sich sagen: Das Kreuz ist ein Symbol, dessen Wirkung nicht in seiner materiellen Form liegt, sondern in seinen Interpretanten. Es erzeugt in einer bestimmten Gemeinschaft die Vorstellung: Dieses **Kind** gehört zu uns, zu Christus, zur Kirche, zur **Wahrheit**, zum Heil.

Die **negative Hermeneutik** lautet:

Das Zeichen schützt nicht nur das Kind. Es markiert es als Objekt einer sakralen Zuständigkeit.

Die säkulare Gegenform lautet:

Kein Zeichen darf den Körper eines Kindes symbolisch beanspruchen, wenn das **Kind** noch nicht selbst über seine Zugehörigkeit entscheiden kann.

Wortverkündigung und Fürbitten: Die **Sprache geht dem Selbst voraus**

Auf Lesungen, Gebet und Ansprache folgen Fürbitten für das Kind, die Familie und die Kirche. Das **Kind** hört eine **Sprache**, die von Gott, Sünde, Erlösung, Glauben, Licht und Schutz handelt.

Für sich genommen ist **Sprache** keine Gewalt. Menschen sprechen immer vor **Kindern**; sie geben Geschichten, Namen, Hoffnungen und Ängste weiter. Problematisch wird es, wenn eine **Sprache** sich nicht als eine mögliche Deutung präsentiert, sondern als die bereits entschiedene Wirklichkeit.

Das **Kind** wird in eine Ordnung hineingesprochen, in der es als erlösungsbedürftig, gefährdet und auf göttliche Führung angewiesen erscheint. Es erhält keine Fragen, sondern Antworten; keine offene Welt, sondern eine vorgeordnete kosmische Grammatik.

Die **negative Hermeneutik** lautet:

Die **Sprache** der Kirche spricht nicht mit dem Kind. Sie spricht über das **Kind** hinweg und legt fest, wie es sich später verstehen soll.

Die säkulare Gegenform lautet:

Kinder dürfen religiöse und nichtreligiöse Geschichten kennenlernen, aber keine Geschichte darf sich als unkündbare **Wahrheit** in ihr Leben einschreiben.

Exorzismusgebet: Das Kind als Ort möglicher Bedrohung

Im katholischen Taufritus gibt es ein Gebet gegen das Böse; regional und rituell kann es als „Gebet um Befreiung vom Bösen“ oder als Exorzismusgebet bezeichnet werden. Es folgt häufig eine Salbung mit Katechumenenöl.

Die kirchliche Deutung lautet: Das Kind soll vor dem Bösen geschützt und für den Weg des Glaubens gestärkt werden. **Negativhermeneutisch** stellt sich jedoch eine radikale Frage: Warum muss ein Neugeborenes von einer bösen Macht befreit werden?

Das Kind erscheint nicht einfach als verletzliches Wesen in einer schwierigen Welt. Es erscheint als ein Wesen, das bereits unter einem metaphysischen Verdacht steht. Noch bevor es schaden, lügen, Gewalt ausüben oder Verantwortung übernehmen kann, wird es in ein Drama aus Böse, Befreiung und sakralem Schutz hineingestellt.

Diese Struktur verbindet sich mit der Erbsündenlehre. Nicht konkrete Handlungen begründen den Bedarf an Reinigung, sondern das bloße Geborensein. Das Leben beginnt unter dem Zeichen eines Mangels, den die Institution zu behandeln beansprucht.

Die **negative Hermeneutik** lautet:

Das Ritual produziert zuerst die Gefährdung, von der es anschließend erlösen will. Es erklärt das Kind für metaphysisch gefährdet, um sich als notwendige Schutzmacht einzusetzen.

Die säkulare Gegenform lautet:

Ein Kind ist nicht sündig, besessen oder reinigungsbedürftig. Es braucht Schutz vor realer Gewalt, Krankheit, Armut und Vernachlässigung.

Absage und Glaubensbekenntnis: Stellvertretende Zustimmung

Eltern und Patinnen oder Paten sagen dem Bösen ab und bekennen ihren Glauben. In der Regel werden Fragen gestellt: Widersagt ihr dem Bösen? Glaubt ihr an Gott, den Vater, an Jesus Christus und an den Heiligen Geist? Die Erwachsenen antworten stellvertretend.

Hier wird das Problem der Einwilligung sichtbar. Es geht nicht um eine vorläufige Fürsorgeentscheidung wie Ernährung, medizinische Versorgung oder Schutz. Es geht um eine umfassende Weltdeutung. Das Kind soll einer unsichtbaren Ordnung, ihrer Moral, ihrer Geschichte und ihrer Institution angehören, ohne selbst Ja gesagt zu haben.

Die Stellvertretung ist daher nicht neutral. Erwachsene sprechen nicht nur *für* das Kind, sondern sie sprechen dessen zukünftiges Gewissen vorweg. Sie sagen: Dieses Leben soll in einer bestimmten **Sprache** von **Wahrheit**, **Schuld**, Erlösung und Gehorsam geführt werden.

Die **negative Hermeneutik** lautet:

Das Bekenntnis ist keine Antwort des Kindes. Es ist eine vorgängige Besetzung seiner möglichen Antwort.

Die säkulare Gegenform lautet:

Niemand darf für einen anderen Menschen eine letzte Weltanschauung kennen. Erwachsene dürfen begleiten, aber nicht das Gewissen eines Kindes vorwegnehmen.

Das Wasser: Reinigung und Aufnahme

Der zentrale Moment der Taufe ist das Übergießen des Kopfes mit Wasser oder das Untertauchen. Dabei spricht der Priester die trinitarische Formel:

„Ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“

Wasser kann Leben, Geburt, Reinigung, Gefahr, Übergang und Neubeginn bedeuten. Gerade seine Vieldeutigkeit macht es zu einem starken Symbol. [Negativhermeneutisch](#) wird es problematisch, wenn Wasser nicht bloß einen Neubeginn darstellt, sondern die Beseitigung eines ursprünglichen Mangels behauptet.

Das [Kind](#) wird nicht gereinigt, weil es schmutzig ist. Es wird gereinigt, weil die religiöse Ordnung seine bloße Geburt als unzureichend deutet. Die erste Botschaft lautet damit nicht: Du bist willkommen, weil du da bist. Sie lautet: Du musst erst sakramental verändert werden, um vollständig in die richtige Ordnung aufgenommen zu sein.

Das Wasser wird zugleich zur Grenze. Vor der Taufe steht das Kind symbolisch außerhalb; nach der Taufe gehört es dazu. Der Übergang produziert innen und außen, rein und unrein, Mitglied und Nichtmitglied.

Die [negative Hermeneutik](#) lautet:

Das Taufwasser wäscht keine reale [Schuld](#) ab. Es macht eine imaginierte [Schuld](#) zum Anlass institutioneller Aufnahme.

Die säkulare Gegenform lautet:

Wasser kann gefeiert werden als Zeichen von Leben und Verbundenheit, ohne ein [Kind](#) zuvor für mangelhaft erklären zu müssen.

Chrisamsalbung: Die Weihe des Körpers

Nach der Taufe wird das [Kind](#) häufig mit Chrisam, einem geweihten Öl, auf dem Haupt gesalbt. Die Salbung verweist auf Christus, den „Gesalbten“, und auf die Teilhabe an einem priesterlichen, königlichen und prophetischen Volk.

Die Salbung ist nicht nur Berührung. Sie ist Weihe. Der Körper wird symbolisch für eine besondere Ordnung in Dienst genommen. Die Kirche sagt dem **Kind** damit: Du bist nicht bloß du selbst; du bist Träger einer vorgegebenen Berufung.

Negativhermeneutisch erscheint dies als Verlagerung der Selbstautorschaft. Nicht die Person wird später entscheiden, welche Aufgaben, Werte, Berufungen oder Gemeinschaften sie bejaht. Der Körper wird früh als Körper Christi, als Teil eines kirchlichen Volks und als mögliche Verkörperung einer fremden Sendung verstanden.

Die säkulare Gegenform lautet:

Kein Körper muss geweiht werden, um Würde zu haben. Berufung darf nur bedeuten, was ein Mensch später selbst als seine Aufgabe erkennt.

Weißes Kleid: Reinheit und die Verdeckung der Person

Das **Kind** erhält ein weißes Kleid oder ein weißes Tuch. Die kirchliche Deutung lautet: Es sei eine „neue Schöpfung“ und habe „Christus angezogen“. Das Weiß steht für Reinheit, Licht und christliche Würde.

Das Ritual erzeugt damit eine Reinheit, die nicht aus dem **Kind** selbst kommt, sondern aus seiner Eingliederung in die sakramentale Ordnung. Das **Kind** ist nicht einfach würdig; es wird durch die Taufe als rein und würdig ausgezeichnet.

Zugleich verdeckt das Kleid die konkrete Individualität. Das Kind erscheint nicht mehr primär als einmaliger Mensch mit offenen Möglichkeiten, sondern als Träger eines christlichen Zeichens. Das weiße Gewand macht sichtbar, dass Zugehörigkeit nicht nur geglaubt, sondern angezogen, gezeigt und sozial bestätigt wird.

Die säkulare Gegenform lautet:

Würde braucht kein Reinheitsgewand. Ein Mensch ist nicht deshalb wertvoll, weil er eine Institution symbolisch angezogen hat.

Die Taufkerze: Delegierte Erleuchtung

Eine Kerze wird an der Osterkerze entzündet und dem **Kind** oder seinen Patinnen und Paten übergeben. Die Formel spricht davon, dass Christus das **Kind** erleuchtet habe; Eltern und Paten sollen dieses Licht bewahren.

Das Bild des Lichts ist besonders machtvoll. Licht steht für Erkenntnis, **Wahrheit**, Orientierung und Erwachen. Doch hier wird Licht nicht als eigene Fähigkeit zum Denken verstanden. Es wird von einer zentralen heiligen Lichtquelle weitergegeben.

Die Erkenntnis des Kindes erscheint dadurch nicht als offener Prozess von Erfahrung, Kritik, Irrtum und Lernen. Sie wird als empfangenes Licht behandelt. Die Erwachsenen erhalten die Aufgabe, diese Flamme zu bewahren — nicht notwendig die Aufgabe, sie später auch auslöschen, prüfen oder durch andere Erkenntnisse ersetzen zu lassen.

Die **negative Hermeneutik** lautet:

Das Licht wird dem **Kind** gegeben, bevor es selbst **sehen** kann. Es soll nicht zuerst lernen, die Welt zu prüfen, sondern eine überlieferte Erleuchtung bewahren.

Die säkulare Gegenform lautet:

Bildung entzündet kein fertiges Glaubenslicht. Sie stärkt die Fähigkeit, selbst zu sehen, zu fragen, zu irren und neue Erkenntnis zuzulassen.

Der Schlusssegen: Die Bindung der Familie

Am Ende werden Eltern, Patinnen, Paten und Gemeinde gesegnet. Das **Kind** wird nicht als isoliertes Individuum in die Kirche aufgenommen, sondern als Knotenpunkt einer sozialen Verpflichtungsstruktur.

Damit kann Gemeinschaft entstehen. **Negativhermeneutisch** wird aber auch die spätere Ablösung erschwert. Nicht nur eine Institution, sondern Eltern, Paten, Verwandte und Gemeinde haben symbolisch in die Zugehörigkeit investiert. Ein späteres **Nein** kann darum nicht nur als eigene Entscheidung erscheinen, sondern als Kränkung der Familie, Bruch eines Versprechens oder Verlust gemeinsamer Identität.

Die säkulare Gegenform lautet:

Familie darf ein **Kind** begleiten, aber sie darf seine spätere **Freiheit** nicht als Verrat an einer vorab geschlossenen Verpflichtung behandeln.

Zusammenfassung: Die Taufe als frühe Subjektformung

Die Taufe kann als liebevolles Familienritual erlebt werden. Ihre negative Hermeneutik fragt jedoch nicht nach dem guten Gefühl der Erwachsenen, sondern nach der Struktur, in die ein sprachloses Kind eingeschrieben wird.

Das **Kind** wird benannt, markiert, gegen ein vorausgesetztes Böses geschützt, stellvertretend gläubig gemacht, gereinigt, geweiht, eingekleidet, erleuchtet und sozial gebunden.

Die Taufe ist dann nicht nur Aufnahme. Sie ist eine frühe Form der Subjektformung: Das **Kind** soll sich später als jemand verstehen, der einen Vater über sich hat, **Schuld** abwaschen lassen musste, eine Seele besitzt, die religiös versorgt wird, und einer Kirche angehört, die seine ursprüngliche **Wahrheit** verwaltet.

Eucharistie und Hostiengabe: Die Einverleibung der Ordnung

Die Eucharistie ist das Zentrum der katholischen Messe. Sie besteht nicht allein in der Ausgabe einer Hostie. Ihr Ablauf verbindet Versammlung, Wort, Opfer, priesterliche Wandlung, Anbetung, Gemeinschaft und körperliche Aufnahme.

Nach katholischer Lehre werden Brot und Wein in der Konsekration wesentlich zu Leib und Blut Christi. Die Person empfängt daher nicht bloß ein Symbol, sondern nach katholischem Verständnis Christus selbst.

[Negativhermeneutisch](#) liegt gerade hier der entscheidende Punkt: Eine umfassende religiöse Ordnung wird nicht nur erzählt oder gedacht. Sie wird gegessen.

Versammlung und Altar: Die Ordnung des Raumes

Die Gemeinde versammelt sich in einem geordneten Raum. Der Altar bildet das Zentrum der Eucharistiefeier. Priester, Diakon, Ministrantinnen, Lektorinnen und Gemeinde haben unterschiedliche Positionen, Aufgaben und Bewegungsabläufe.

Der Raum ist nicht neutral. Architektur, Blickrichtung, erhöhte Positionen, Gewänder, Musik, Stille und Wiederholung erzeugen eine Hierarchie der Aufmerksamkeit. Der Altar wird zum Zentrum, der Priester zum rituellen Vermittler, die Gemeinde zur empfangenden Gemeinschaft.

[Negativhermeneutisch](#) wird nicht bloß ein Raum betreten. Es wird eine Ordnung sichtbar gemacht: Einige vollziehen, andere antworten; einige deuten, andere bekennen; einer spricht die Wandlungsworte, die anderen empfangen ihre Wirkung.

Die säkulare Gegenform lautet:

Gemeinschaft braucht Räume, aber keine räumliche Inszenierung, in der ein Amt über die Wirklichkeit des Körpers und der Nahrung verfügt.

Gabenbereitung: Brot und Wein werden dem Alltag entzogen

Brot und Wein werden zum Altar gebracht. Im gewöhnlichen Leben sind sie Nahrungsmittel, Produkte von Arbeit, Boden, Wasser, Landwirtschaft, Transport und menschlicher Kooperation.

Im Ritual werden sie dem Alltag entzogen und in eine heilige Ökonomie überführt. Sie sind nicht mehr einfach Brot und Wein. Sie werden Gaben, Opferzeichen und Material einer kommenden Wandlung.

Diese Bewegung kann Dankbarkeit für Nahrung ausdrücken. [Negativhermeneutisch](#) verdeckt sie jedoch die soziale Geschichte der Nahrung. Nicht die Menschen, die anbauen,

ernten, backen, transportieren und teilen, stehen im Zentrum. Die Nahrung wird zuerst auf Gott und Opfer bezogen.

Die säkulare Gegenform lautet:

Nahrung ist kein Material der sakralen Verfügung. Sie verweist auf Körper, Arbeit, Natur, Abhängigkeit und die Pflicht gerechter Verteilung.

Das eucharistische Hochgebet: Die Delegation der Wirksamkeit

Der Priester spricht das eucharistische Hochgebet. Es erinnert an Schöpfung, Heilsgeschichte, Leiden, Tod und Auferstehung Christi. Die Gemeinde antwortet mit festgelegten Akklamationen.

Diese Gebetsform ordnet Geschichte als Heilsgeschichte. Das Zentrum ist nicht die offene, konflikthafte und von Menschen veränderbare Welt, sondern ein Opferereignis, das in der Liturgie gegenwärtig gesetzt wird.

Der Priester erscheint dabei nicht einfach als Sprecher einer Gruppe. Er ist sakramentaler Funktionsträger. Seine Worte gelten innerhalb des Ritus als notwendig für die Konsekration. Dadurch wird eine besondere Macht über Bedeutung etabliert: Nicht jedes Mitglied der Gemeinschaft kann die Wandlung vollziehen.

Die [negative Hermeneutik](#) lautet:

Die Gemeinschaft wird nicht als Urheberin ihres Sinns behandelt. Sie wird zur Zeugin eines Sinns, den ein Amt in ihrem Namen verwaltet.

Die Wandlung: Wenn Brot nicht mehr Brot sein darf

Der Priester spricht über Brot und Wein die Einsetzungsworte Jesu: „Das ist mein Leib“ und „Das ist mein Blut.“

Nach katholischer Lehre verändert sich nicht bloß die Bedeutung dieser Gaben. Brot und Wein werden in ihrer Substanz zu Leib und Blut Christi. Die sichtbaren Eigenschaften von Brot und Wein bleiben, doch ihre eigentliche Wirklichkeit soll eine andere sein.

[Negativhermeneutisch](#) geschieht hier eine Enteignung der Wirklichkeit. Das Brot darf nicht mehr Brot sein. Die sinnlich wahrnehmbare Welt wird gegenüber einer unsichtbaren Deutung nachrangig. Was gesehen, geschmeckt und berührt wird, gilt nicht als das, was es ist; seine „wahre“ Wirklichkeit liegt jenseits der Erfahrung und wird durch das Amt erklärt.

Das Ritual übt dadurch eine Form epistemischer Unterordnung ein: Eigene Sinne reichen nicht aus. Die Institution besitzt die Deutung, die der Erscheinung ihre eigentliche [Wahrheit](#) zuschreibt.

Die säkulare Gegenform lautet:

Wirklichkeit muss nicht hinter den Sinnen versteckt werden. Brot ist Brot; seine Würde liegt darin, Menschen zu nähren, nicht darin, als Träger einer unprüfbaren metaphysischen Substanz zu dienen.

Erhebung und Anbetung: Die Verbeugung vor dem Gemachten

Nach der Konsekration wird die Hostie erhoben. Die Gemeinde kniet oder verneigt sich. Das von menschlichen Händen gebackene und vom Priester gesprochene Brot wird angebetet.

Dies ist der Höhepunkt der symbolischen Umkehrung. Ein materieller Gegenstand wird nicht als Produkt menschlicher Arbeit und Natur verstanden, sondern als Gegenwart der höchsten Instanz. Die Gemeinde beugt sich vor dem, was ihre eigene Kultur, [Sprache](#), Nahrung und rituelle Ordnung hervorgebracht haben.

Feuerbachs Kritik an [Religion](#) lässt sich hier zuspitzen: Menschliche Wünsche nach Liebe, Güte, Versöhnung, Schutz und Gemeinschaft werden in ein höheres Wesen projiziert. Anschließend erscheint dieses Wesen dem Menschen als fremde Macht, vor der er sich beugen soll.

Die [negative Hermeneutik](#). lautet:

Der Mensch kniet vor einer Bedeutung, die Menschen selbst erzeugt und einer Institution überantwortet haben.

Das Vaterunser und der Friedensgruß: Gemeinschaft unter Vorbehalt

Vor der Kommunion betet die Gemeinde das Vaterunser. Darauf folgt häufig der Friedensgruß. Beide Momente können Gemeinschaft und Versöhnung ausdrücken.

Doch die Gemeinschaft bleibt an die sakramentale Ordnung gebunden. Der Friede wird nicht einfach zwischen gleichen Menschen geschlossen. Er ist der Friede Christi, vermittelt im Rahmen einer Liturgie, die zugleich [Schuld](#), Gehorsam, Erlösung und priesterliche Autorität wiederholt.

Der Friedensgruß kann darum eine soziale Wärme erzeugen, ohne die Machtstruktur zu verändern. Menschen reichen sich die Hand, während das Amt weiterhin bestimmt, wer die zentrale Handlung vollziehen und welche Deutung der Gemeinschaft gültig sein darf.

Die säkulare Gegenform lautet:

Frieden ist keine liturgische Zwischenhandlung. Er beginnt dort, wo Menschen einander ohne Glaubensbedingung, Hierarchie und Reinheitsprüfung als gleich anerkennen.

„Lamm Gottes“: Opfer als moralisches Zentrum

Die Gemeinde spricht oder singt:

„Lamm Gottes, du nimmst hinweg die Sünde der Welt, erbarme dich unser.“

Das Lamm ist ein Opferbild. Die zentrale Lösung für **Schuld** besteht nicht in erster Linie in Erkenntnis, Wiedergutmachung, Schutz von Betroffenen oder Veränderung von Verhältnissen. Sie besteht im Opfer eines unschuldigen Wesens, dessen Tod **Schuld** wegnehmen soll.

Negativhermeneutisch kann dies eine problematische Moral des Leidens erzeugen. Nicht nur Verantwortung, sondern Opfer wird heilig. Das unschuldige Leiden erhält einen erlösenden Rang. Damit kann auch menschliches Leiden leichter verklärt werden: als Prüfung, Kreuz, Hingabe oder Weg zur Reinheit.

Die säkulare Gegenform lautet:

Schuld verschwindet nicht durch Opfer. Wo Menschen Schaden verursachen, braucht es **Wahrheit**, Verantwortung, Wiedergutmachung und Schutz.

Die Einladung: „Seht das Lamm Gottes“

Der Priester zeigt die Hostie und lädt die Gemeinde zur Kommunion ein. Die Gläubigen antworten:

„Herr, ich bin nicht würdig, dass du eingehst unter mein Dach, aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund.“

Diese Antwort verdichtet **Schuld**, Unwürdigkeit, **Sprache**, Seele und Heil. Die Person erklärt sich selbst für nicht würdig. Sie bittet nicht um konkrete Hilfe bei einer konkreten Verletzung. Sie erklärt ihr Inneres grundsätzlich als heilungsbedürftig.

Das „Dach“ ist der Körper, die Person, das Haus des Selbst. Die höchste Instanz soll eintreten. Das Ritual stellt damit nicht nur äußere Zugehörigkeit her. Es fordert den Eintritt einer sakralen Macht in die Innenwelt.

Die **negative Hermeneutik** lautet:

Die Kommunion beginnt mit der Selbstverkleinerung: Ich bin unwürdig. Erst nachdem ich mich als mangelhaft bekannt habe, darf ich empfangen.

Die säkulare Gegenform lautet:

Kein Mensch muss sich für unwürdig erklären, um Nahrung, Gemeinschaft, Heilung oder Anerkennung empfangen zu dürfen.

Die Hostiengabe: Die orale Einverleibung

Die Kommunikantin oder der Kommunikant tritt nach vorn. Häufig erfolgt eine Verneigung. Der Priester oder ein beauftragter Kommunionsspender zeigt die Hostie und sagt:

„Der Leib Christi.“

Die empfangende Person antwortet:

„Amen.“

Dann wird die Hostie in den Mund oder in die Hand gelegt und gegessen. Gegebenenfalls wird zusätzlich aus dem Kelch getrunken.

Die Szene ist körperlich und sprachlich hoch verdichtet. Eine Autoritätsfigur benennt die Gabe als Leib Christi. Die empfangende Person bestätigt dies mit „Amen“. Erst dann nimmt sie den Gegenstand in den eigenen Körper auf.

Psychoanalytisch kann man dies als orale Symbolik lesen: Aufnahme, Nahrung, Abhängigkeit, Trost, Bindung und Einverleibung. Das bedeutet nicht, dass die Eucharistie historisch als Ausnutzung einer „oralen Phase“ geplant worden wäre. Es bedeutet, dass das Ritual elementare Bedeutungen des Mundes und der Nahrung mobilisiert.

Das **Kind** und später der Erwachsene lernt: Die höchste **Wahrheit** wird nicht nur gehört. Sie wird geschluckt. Die Zustimmung ist nicht bloß eine Meinung. Sie wird als „Amen“ ausgesprochen und körperlich vollzogen.

Die **negative Hermeneutik** lautet:

Das **Subjekt** nimmt die religiöse Ordnung nicht nur in Gedanken an. Es soll sie essen, in sich aufnehmen und als **Wahrheit** des eigenen Körpers bestätigen.

Die säkulare Gegenform lautet:

Nahrung verbindet Menschen, wenn sie geteilt wird. Niemand muss eine metaphysische Ordnung schlucken, um Gemeinschaft, Trost oder Zugehörigkeit zu erfahren.

Die Kommunionordnung: Wer darf empfangen?

Die Eucharistie stiftet Gemeinschaft, aber sie zieht auch Grenzen. Nicht jede Person kann in jeder katholischen Messe unter denselben Bedingungen kommunizieren. Die Frage nach Taufe, kirchlicher Zugehörigkeit, Glaubensbekenntnis, Vorbereitung und gegebenenfalls schwerer **Schuld** kann darüber entscheiden, ob jemand die Hostie empfangen soll.

Damit wird Nahrung zur Grenze der Zugehörigkeit. Das Grundsymbol menschlicher Versorgung wird in eine sakramentale Prüfung verwandelt. Wer die richtige Deutung

nicht bejaht oder nicht als vorbereitet gilt, kann von der vollen Teilnahme ausgeschlossen sein.

Die [negative Hermeneutik](#). lautet:

Die Gemeinschaft teilt nicht einfach Brot. Sie teilt Brot nach einer Ordnung von Reinheit, Bekenntnis und institutioneller Anerkennung.

Die säkulare Gegenform lautet:

Eine Gemeinschaft, die Brot teilt, sollte niemanden wegen Weltanschauung, Herkunft, Sexualität, Zweifel oder fehlender ritueller Zugehörigkeit vom Menschsein ausschließen.

Der Schluss: Danksagung und Rückkehr

Nach der Kommunion folgt Stille, Gesang oder Dankgebet. Die Gemeinde wird am Ende der Messe gesendet, den Glauben im Alltag zu leben.

Das Ritual endet damit nicht am Altar. Es soll in Familie, Sexualität, Arbeit, Politik, [Sprache](#) und Selbstdeutung weiterwirken. Die Einverleibung wird zur Lebensform. Die Person soll nicht nur kommuniziert haben; sie soll als kommunizierende Person leben.

Genau darin liegt die tiefste Macht des Rituals. Es beansprucht nicht nur einen Moment, sondern die Wiederholung. Aus wiederholter Geste wird Gewohnheit; aus Gewohnheit wird Identität; aus Identität wird eine Ordnung, die sich selbst verteidigt.

Schluss: Gegen die Sakralisierung von Nahrung und Innenwelt

Taufe und Eucharistie bilden zusammen eine starke rituelle Bewegung. Die Taufe schreibt das [Kind](#) vor seinem eigenen Urteil in die Ordnung ein. Die Eucharistie lässt den späteren Menschen diese Ordnung wiederholt körperlich bestätigen und einverleiben.

Das eine Ritual sagt: Du gehörst schon dazu. Das andere sagt: Nimm diese Zugehörigkeit in dich auf.

Die säkulare Gegenform muss nicht ritualarm sein. Sie kann Wasser, Nahrung, Licht, Berührung, Erinnerung, Trauer und gemeinsames Essen feiern. Doch sie darf diese Elemente nicht dazu benutzen, Menschen als schuldig, unwürdig oder führungsbedürftig festzulegen.

Wasser soll Leben bedeuten, nicht ursprüngliche [Schuld](#). Brot soll Nahrung und Gleichheit bedeuten, nicht Opfer und Unterordnung. Licht soll Erkenntnis bedeuten, nicht die Bewahrung eines vorgegebenen Dogmas. Und Gemeinschaft soll bedeuten: Niemand muss sich klein machen, um dazugehören zu dürfen.

Weihnachten und Ostern sind keine einzelnen Rituale, sondern ritualisierte Jahreszeiten: Sie ordnen Geburt, Kindheit, Familie, Opfer, Tod, Hoffnung und Wiedergeburt

in eine christliche Deutung. Die [negative Hermeneutik](#) fragt jeweils: Welche Form von [Subjekt](#), Körper und Gemeinschaft wird dadurch hergestellt?

Historisch ist Weihnachten als Fest am 25. Dezember erst ab dem 4. Jahrhundert eindeutig belegt; seine Datierung ist umstritten und lässt sich nicht schlicht auf eine einzige „Übernahme“ heidnischer Feste reduzieren. Ostern ist wesentlich älter und steht liturgisch im Zentrum des christlichen Jahres; das Triduum inszeniert Passion, Tod und Auferstehung als ein zusammenhängendes Heilsgeschehen.

Weihnachten: Die Heiligung der Kindheit und die Geburt der Unterordnung

Weihnachten erscheint als Fest des Lichts, der Familie, der Geburt, der Wärme und des Friedens. Gerade dadurch besitzt es eine besondere Macht. Es verbindet religiöse Deutung mit frühen, tiefen Schichten menschlicher Erfahrung: Kindheit, Schutzbedürfnis, Mutterbindung, Vaterfigur, Nahrung, Geschenke, Zuhause und die Sehnsucht nach Zugehörigkeit.

[Negativhermeneutisch](#) muss Weihnachten nicht als bloße Täuschung gelesen werden. Seine Bilder können Trost, Schönheit und Fürsorge stiften. Die Frage lautet jedoch: Welche Ordnung wird mit diesem Trost zugleich eingeübt?

Advent: Die Einübung des Wartens

Der Advent ist die Zeit des Wartens. Kerzen werden angezündet, Kalender geöffnet, Geschichten wiederholt und [Kinder](#) auf die Ankunft des Christuskindes vorbereitet.

Warten kann Aufmerksamkeit, Geduld und Vorfreude bedeuten. Es kann aber auch eine Haltung der Passivität einüben. Die Erlösung kommt. Das Licht kommt. Der Retter kommt. Der Mensch bereitet sich vor, aber er schafft nicht selbst die Welt, auf die er hofft.

Das Problem liegt nicht in der Vorfreude. Es liegt in der politischen und psychischen Verschiebung: Gerechtigkeit erscheint als Ankunft einer höheren Macht, nicht als Aufgabe, die Menschen selbst im Hier und Jetzt organisieren müssen.

Das wartende [Kind](#) lernt: Das Gute kommt von außen. Es wird gebracht, geschenkt, offenbart und empfangen.

Die säkulare Gegenform lautet:

Hoffnung ist nicht Warten auf Rettung. Hoffnung ist die Fähigkeit, gemeinsam an dem zu arbeiten, was noch nicht gerecht ist.

Die Geburt: Der Mensch als Projekt der Erlösung

Die Weihnachtsgeschichte stellt eine Geburt in den Mittelpunkt. Doch das **Kind** in der Krippe ist kein gewöhnliches Kind. Es wird von Beginn an als Erlöser, Sohn Gottes, Heilsbringer und Mittelpunkt einer Weltgeschichte gedeutet.

Die Geburt wird dadurch von ihrer allgemeinen menschlichen Wirklichkeit entfernt. Ein **Kind** erscheint nicht zuerst als offenes, verletzliches und noch nicht festgelegtes Leben. Es erscheint als Träger eines Plans, dessen Sinn vor seiner eigenen späteren Entscheidung feststeht.

Negativhermeneutisch ist dies die Wiederkehr einer vorgegebenen Essenz. Der christliche Gottessohn wird nicht erst durch seinen Entwurf, seine Entscheidungen oder seine Beziehungen zu dem, was er ist. Er ist es schon. Seine Geburt bestätigt einen kosmischen Plan.

Sartres Gegenbewegung lautet: Existenz geht der Essenz voraus. Ein Mensch kommt nicht als Träger einer vorher festgelegten Bestimmung zur Welt. Er wird in Verhältnisse hineingeboren, aber er muss sich zu ihnen verhalten und kann seinen eigenen Entwurf bilden.

Die säkulare Gegenform lautet:

Ein **Kind** ist kein Werkzeug eines Heilsplans. Es besitzt Würde, weil es lebt, nicht weil es eine vorgegebene metaphysische Aufgabe erfüllt.

Die Krippe: Armut als heilige Kulisse

Die Krippe zeigt Armut, Schutzlosigkeit und Improvisation. Das Kind wird nicht in einem Palast geboren, sondern in einer einfachen, prekären Umgebung. Diese Szene kann eine Kritik an Reichtum und Macht sein.

Negativhermeneutisch kann sie jedoch Armut ästhetisieren. Die Krippe macht Mangel schön. Das Elend wird nicht nur als Unrecht gezeigt, sondern als heilige Kulisse einer göttlichen Geschichte. Kälte, Enge, Obdachlosigkeit und materielle Unsicherheit können dadurch eine symbolische Würde erhalten, die ihren politischen Skandal verdeckt.

Das Problem lautet nicht: Armut darf nicht dargestellt werden. Das Problem lautet: Armut darf nicht geheiligt werden. Niemand sollte in einer Krippe leben müssen, damit eine Gesellschaft sich an Bescheidenheit, Liebe oder Erlösung erinnern kann.

Die säkulare Gegenform lautet:

Armut ist kein heiliger Ort. Sie ist ein veränderbares Unrecht. **Kinder** brauchen Wohnung, Wärme, Nahrung, medizinische Versorgung und Sicherheit — nicht die symbolische Verklärung ihres Mangels.

Maria: Die Heiligung der verfügbaren Mutter

Maria wird als Mutter Gottes, Jungfrau, demütige Magd und reine Empfängerin des göttlichen Willens verehrt. Sie verkörpert Schutz, Zärtlichkeit und Mütterlichkeit. Doch ihre Rolle ist zugleich strukturell begrenzt.

Die Mutter wird erhöht, indem sie verfügbar gemacht wird. Ihr Körper empfängt den göttlichen Sohn; ihr Wille antwortet mit Zustimmung; ihre Reinheit wird an sexuelle Unberührtheit gebunden. Maria ist heilig, weil sie Mutter ist, ohne als sexuell begehrendes **Subjekt** erscheinen zu dürfen.

Damit entsteht ein unmögliches Ideal. Die Frau soll mütterlich, aufopfernd, rein, demütig und fürsorglich sein. Sie soll Leben geben, aber ihre eigene Lust, Ambivalenz, Wut, Selbstbestimmung und Körperlichkeit nicht als gleichwertige Dimensionen leben.

Die Jungfrauengeburt trennt Mutterschaft von Sexualität. Sie macht die Mutter verehrbar, indem sie sie der gewöhnlichen leiblichen Beziehung entzieht. Das Weibliche wird nicht frei, sondern idealisiert und dadurch kontrollierbar.

Die säkulare Gegenform lautet:

Eine Mutter ist kein heiliges Gefäß. Frauen sind autonome Personen: mit Körpern, Wünschen, Ambivalenzen, Grenzen und dem Recht, über ihr Leben und ihre Fortpflanzung selbst zu entscheiden.

Josef: Die entmachtete Vaterfigur

Josef erscheint im Weihnachtsgeschichte häufig als stiller Beschützer. Er sorgt, begleitet und akzeptiert eine Vaterschaft, die biologisch nicht die seine sein soll. Seine Funktion besteht weniger darin, eigener Ursprung zu sein, als darin, eine bereits von Gott gesetzte Ordnung zu schützen.

Negativhermeneutisch wird der menschliche Vater dadurch ambivalent besetzt. Er bleibt als soziale Autorität notwendig, aber die letzte Vaterschaft liegt im Himmel. Der reale Vater wird zum Stellvertreter eines höheren Vaters.

Damit wird die patriarchale Ordnung nicht aufgehoben. Sie wird verdoppelt: unten die Familie mit ihrem Vater, oben Gott als absoluter Vater. Die Person lernt früh, dass jede menschliche Autorität sich an einer noch höheren, unsichtbaren Autorität ausrichten kann.

Die säkulare Gegenform lautet:

Vaterschaft ist keine Herrschaftsposition und kein Abbild Gottes. Sie ist eine konkrete Beziehung der Fürsorge, Verantwortung und Gleichrangigkeit.

Engel und Verkündigung: Die Entwertung des eigenen Urteils

Die Weihnachtsgeschichte wird durch Verkündigungen gerahmt. Engel erscheinen, überbringen Botschaften und erklären, was das Geschehen bedeutet. Die **Wahrheit** wird nicht entdeckt, diskutiert oder geprüft. Sie wird verkündet.

Die Engel sind Boten einer Wirklichkeit, die über menschliche Erfahrung und Kritik hinausreichen soll. Damit wird ein Modell der Erkenntnis eingeübt: Die höchste **Wahrheit** kommt nicht aus gemeinsamer Prüfung, sondern aus Offenbarung.

Negativhermeneutisch wird das eigene Urteil sekundär. Menschen können die Botschaft nur annehmen oder verweigern. Sie sollen nicht zuerst fragen: Welche Gründe gibt es? Welche Folgen hat diese Deutung? Wer profitiert von ihr? Welche anderen Interpretationen sind möglich?

Die säkulare Gegenform lautet:

Keine Botschaft ist wahr, weil sie von oben kommt. **Wahrheit** verlangt Gründe, Kritik, Gegenrede und die Möglichkeit, sich zu irren.

Die Hirten: Die Idealisierung der geführten Herde

Die Hirten werden als erste Zeugen der Geburt erzählt. Das Motiv verbindet Weihnachten mit Psalm 23: Diejenigen, die selbst Herden führen, erkennen nun den göttlichen Hirten und das göttliche Kind.

Die Hirten können als Würdigung einfacher Menschen gelesen werden. **Negativhermeneutisch** bleibt jedoch die pastorale Grammatik bestehen: Menschen erscheinen als Herde, die eine Botschaft empfängt, einem Stern folgt und sich vor einer höheren Ordnung versammelt.

Die Figur des Hirten romantisiert Abhängigkeit. Der gute Hirt versorgt, schützt und führt; die Herde folgt. Das politische Problem der Selbstregierung wird in ein Bild liebevoller Lenkung übersetzt.

Die säkulare Gegenform lautet:

Menschen sind keine Herde. Gemeinschaft entsteht nicht durch Führung von oben, sondern durch gleiche Teilhabe, Kritik und gemeinsame Entscheidung.

Der Stern: Führung durch ein äußeres Zeichen

Der Stern von Bethlehem führt die Weisen zum Kind. Er ist ein kosmisches Zeichen, das den Weg weist. Das Bild ist schön: Orientierung in der Dunkelheit, Suche nach **Wahrheit**, gemeinsame Reise.

Doch negativhermeneutisch liegt die Richtung außerhalb des Menschen. Nicht Erfahrung, Urteil, Wissenschaft oder Dialog weisen den Weg, sondern ein Zeichen am Himmel. Die **Wahrheit** ist dort, wohin der Stern führt; der Mensch muss folgen.

Diese Symbolik kann eine Gewohnheit erzeugen, äußere Zeichen stärker zu vertrauen als eigener Erkenntnis. Sie macht die Welt zu einem Orakel, in dem Himmelsereignisse, Wunder, Träume und Zufälle als Botschaften einer höheren Instanz gelesen werden können.

Die säkulare Gegenform lautet:

Der Himmel gibt keine Befehle. Menschen dürfen staunen, ohne aus Naturereignissen Anweisungen für ihr Leben oder für andere abzuleiten.

Geschenke: Gabe, Schuld und Dankbarkeit

Weihnachten ist heute stark mit Schenken verbunden. Das Geschenk kann Zuneigung, Aufmerksamkeit und Freude ausdrücken. Es kann Beziehungen stärken, ohne dass es religiös sein muss.

Doch im christlichen Deutungsrahmen verweist das Geschenk auf die erste Gabe: Gott schenkt seinen Sohn. Die Gabe wird dadurch zu einer hierarchischen Struktur. Von oben wird gegeben; unten wird empfangen. Der Empfänger antwortet mit Dankbarkeit, Treue und Anerkennung.

Geschenke sind nie völlig unschuldig. Sie können Freude sein, aber auch Bindung erzeugen. Wer empfängt, kann sich verpflichtet fühlen. Wenn die größte Gabe der Welt zugleich Erlösung sein soll, wird Dankbarkeit in eine umfassende Schuldrelation überführt.

Die säkulare Gegenform lautet:

Ein Geschenk soll keine **Schuld** erzeugen. Es ist frei, wenn es weder Gehorsam noch Dankbarkeit als Preis der Zugehörigkeit verlangt.

Weihnachten als Familienritual: Die Rückkehr in die Kindheitsordnung

Weihnachten bringt Erwachsene in Familienräume zurück. Es aktiviert Erinnerungen, Rollen, alte Konflikte, Erwartungsdruck, Kindheitsbilder und die Sehnsucht nach einer ungebrochenen Heimat.

Diese Rückkehr kann Wärme bedeuten. Sie kann aber auch Infantilisierung verstärken. Erwachsene werden erneut zu **Kindern** unter Eltern, Großeltern, Traditionen und religiösen Erzählungen. Das Fest erwartet Harmonie, Dankbarkeit und Familienfrieden, selbst dort, wo Verletzung, Gewalt, Kontrolle oder Entfremdung bestehen.

Die religiöse Familie wird dadurch leicht gegen Kritik immunisiert. Wer Distanz braucht, nicht teilnehmen will oder eine andere Form von Zugehörigkeit wählt, kann als kalt, undankbar oder gemeinschaftsunfähig erscheinen.

Die säkulare Gegenform lautet:

Familie ist keine heilige Pflicht. Nähe darf freiwillig sein. Niemand muss an einem Fest teilnehmen, das ihn beschämt, kontrolliert oder verletzte Verhältnisse romantisiert.

Ostern: Die Sakralisierung von Opfer, Leid und Wiederkehr

Ostern bildet das Zentrum des christlichen Jahres. Es umfasst Fastenzeit, Palmsonntag, Gründonnerstag, Karfreitag, Karsamstag und Osternacht. Die liturgische Erzählung führt vom Einzug über das letzte Mahl, Verrat, Verhaftung, Folter und Kreuzigung bis zur Auferstehung.

Die christliche Deutung lautet: In Tod und Auferstehung Christi wird Tod überwunden und Erlösung möglich. [Negativhermeneutisch](#) wird gefragt: Welche Moral entsteht, wenn Leid, Opfer und gewaltsamer Tod zum Zentrum der Heilsgeschichte werden?

Die Fastenzeit: Der Körper als zu disziplinierende Gefahr

Die Fastenzeit verlangt traditionell Verzicht: weniger Essen, weniger Genuss, weniger Konsum, Buße, Gebet und Selbstprüfung. Verzicht kann eine sinnvolle Unterbrechung von Gewohnheiten sein. Er kann Konsum, Verschwendung und Selbstverständlichkeit sichtbar machen.

Doch im religiösen Kontext steht das Fasten häufig unter dem Vorzeichen der Reinigung. Der Körper soll nicht nur entlastet werden; er soll diszipliniert werden. Essen, Lust, Alkohol, Sexualität, Unterhaltung und Genuss können als Hindernisse auf dem Weg zu geistiger Reinheit erscheinen.

Die [negative Hermeneutik](#) erkennt darin die alte Gegenüberstellung: Körper gegen Geist, Lust gegen [Wahrheit](#), Bedürfnis gegen Heiligkeit. Der Mensch soll sich durch Verzicht beweisen, dass er nicht seinem Körper gehört.

Die säkulare Gegenform lautet:

Verzicht kann frei gewählt und reflektiert sein. Er darf nicht zur Beschämung des Körpers oder zur Prüfung moralischer Würdigkeit werden.

Palmsonntag: Die Produktion der Menge

Palmsonntag erzählt vom Einzug Jesu in Jerusalem. Menschen jubeln, legen Kleider und Zweige auf den Weg und begrüßen eine erwartete Erlöserfigur.

Die Szene zeigt die Macht kollektiver Begeisterung. Eine Menge erkennt nicht durch Argumente, sondern durch Gesten, Rufe und gemeinsame Erregung. Sie macht eine Person zur erlösenden Figur.

Negativhermeneutisch kann Palmsonntag als Warnung vor charismatischer Politik gelesen werden. Die Menge erwartet Rettung, nicht Selbstregierung. Sie überträgt Hoffnung auf eine einzelne Figur. Das kollektive Problem soll durch den Ankommenden gelöst werden.

Die säkulare Gegenform lautet:

Keine Gemeinschaft sollte ihre **Freiheit** in eine Erlöserfigur legen. Politische und soziale Probleme verlangen Institutionen, Kritik und gemeinsame Verantwortung, nicht Heilsbegeisterung.

Das letzte Abendmahl: Gemeinschaft als Opfergedächtnis

Am Gründonnerstag erinnert die Liturgie an das letzte Abendmahl. Brot und Wein werden mit Leib und Blut Christi verbunden. Gemeinschaft, Nahrung und Freundschaft werden in den Schatten des kommenden Opfers gestellt.

Das gemeinsame Essen könnte ein Bild horizontaler Gleichheit sein. In der eucharistischen Deutung wird es jedoch zum Vorzeichen eines Opfertods. Die Nahrung verweist nicht zuerst auf Versorgung, Arbeit und geteiltes Leben, sondern auf einen Leib, der gebrochen, und ein Blut, das vergossen werden soll.

So wird die Gemeinschaft an Opfer gebunden. Nicht das gemeinsame Herstellen einer gerechten Welt bildet ihr Zentrum, sondern die Erinnerung an ein Leiden, das als Erlösung gedeutet wird.

Die säkulare Gegenform lautet:

Gemeinschaft braucht kein Opfer. Menschen können Brot teilen, ohne Leid zu sakralisieren oder Nahrung zur Einverleibung einer Schuldordnung zu machen.

Der Verrat: Die Moral der inneren Überwachung

Judas verkörpert Verrat. Die Passionsgeschichte stellt den Verräter dem treuen Jünger gegenüber. Damit entsteht eine scharfe moralische **Spaltung**: loyal oder verräterisch, gläubig oder abgefallen, treu oder verkauft.

Negativhermeneutisch kann diese Figur Kritik vergiften. Wer eine Gemeinschaft verlässt, Lehre bestreitet oder Autorität öffentlich kritisiert, kann nicht als eigenständig, enttäuscht oder wahrheitssuchend erscheinen, sondern als Verräter.

Die Verratsfigur erzeugt innere Überwachung. Das **Subjekt** fragt nicht nur: Ist diese Ordnung gerecht? Es fragt: Bin ich illoyal, undankbar oder gefährlich, wenn ich sie infrage stelle?

Die säkulare Gegenform lautet:

Kritik ist kein Verrat. Eine Zugehörigkeit, die kein **Nein** erlaubt, ist keine freie Gemeinschaft.

Karfreitag: Das Kreuz und die Heiligung des Leidens

Karfreitag stellt die Folter und Kreuzigung Jesu in den Mittelpunkt. Das Kreuz wird zum zentralen Zeichen des Christentums. Ein Hinrichtungsinstrument wird zum Symbol von Liebe, Heil und Erlösung.

Das Kreuz kann Gewalt sichtbar machen. Es kann an Opfer staatlicher Grausamkeit erinnern. **Negativhermeneutisch** liegt seine Gefahr jedoch in der Sakralisierung des Leidens. Nicht trotz des Leidens, sondern durch das Leiden soll Erlösung geschehen.

Diese Logik kann das Verhältnis zu Schmerz verändern. Der leidende Mensch wird nicht nur als jemand verstanden, dem geholfen werden muss. Leiden kann als Prüfung, Läuterung, Opfer, Kreuz oder Teilnahme an einem höheren Sinn erscheinen.

Damit wird das politisch und medizinisch Bekämpfbare leicht spiritualisiert. Armut, Krankheit, Gewalt und Unterdrückung können ertragen werden, weil sie symbolisch aufgewertet werden. Der Satz „Jeder hat sein Kreuz zu tragen“ kann zur moralischen Beruhigung derjenigen werden, die eigentlich verpflichtet wären, Lasten abzunehmen.

Die säkulare Gegenform lautet:

Leiden ist nicht heilig. Es ist ein Anlass für Schutz, Heilung, Solidarität und Veränderung. Niemand muss Schmerzen ertragen, um würdig zu sein.

Der Vater opfert den Sohn: Die höchste Vatergewalt

Die Passionsgeschichte enthält eine besonders radikale Vaterstruktur: Der Sohn leidet und stirbt in einer Ordnung, die letztlich dem Willen des Vaters zugeordnet wird. Auch wenn christliche Theologie dies als Selbsthingabe Christi deutet, bleibt die symbolische Konstellation beunruhigend: Der höchste Vater lässt die Erlösung durch den Tod des Sohnes geschehen.

Psychoanalytisch ist dies keine bloße Versöhnung, sondern eine Verdichtung von Vatergesetz, Gehorsam und Opfer. Der Sohn wird idealisiert, weil er seinen Willen dem

Vaterwillen unterordnet. Der Satz „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe“ erhält im Kreuz seine äußerste Form.

Damit kann ein gefährliches Vorbild entstehen: Der gute Mensch ist derjenige, der leidet, gehorcht und sich hingibt. Selbstbehauptung erscheint dagegen als Egoismus; Widerstand kann als Unreife oder Auflehnung gegen eine höhere Ordnung erscheinen.

Die säkulare Gegenform lautet:

Kein Vater, kein Staat, keine Kirche und keine Idee darf von einem Menschen verlangen, sich zu opfern, um moralisch anerkannt zu werden.

Karsamstag: Die Heiligung der Leere

Der Karsamstag ist der Tag zwischen Tod und Auferstehung. Liturgisch steht er für Stille, Grab, Warten und Abwesenheit.

Diese Leere kann eine seltene ehrliche Erfahrung sein. Der Mensch begegnet Verlust, Tod und dem Ausbleiben von Trost. [Negativhermeneutisch](#) wird sie jedoch sofort in eine Dramaturgie eingebunden, deren Ende bereits feststeht. Das Grab bleibt nicht offen. Die Leere wird nicht ausgehalten, sondern zur Zwischenstation einer sicheren Erlösung.

So wird radikale Endlichkeit abgeschwächt. Tod, Verlust und Abschied müssen nicht als endgültige Erfahrungen anerkannt werden, weil die Auferstehung schon wartet.

Die säkulare Gegenform lautet:

Endlichkeit ist kein Fehler, der geheilt werden muss. Trauer darf wirklich Trauer sein, ohne dass sie durch ein versprochenes Jenseits entwertet wird.

Osternacht: Licht als Besitz der Offenbarung

In der Osternacht wird die Osterkerze entzündet. Licht wird in die Dunkelheit getragen und an die Gemeinde weitergegeben. Die Symbolik ist stark: Hoffnung, Erkenntnis, Übergang und gemeinschaftliche Erhellung.

[Negativhermeneutisch](#) stellt sich die Frage: Wem gehört dieses Licht? Im Ritual ist es Christuslicht. Es wird nicht als menschliche Fähigkeit zu Erkenntnis, Wissenschaft, Kritik und Solidarität verstanden, sondern als Licht einer Offenbarung.

Das Licht wird damit zentralisiert. Es hat eine Quelle, eine Autorität und eine richtige Deutung. Wer ihm nicht folgt, bleibt symbolisch in der Dunkelheit.

Die säkulare Gegenform lautet:

Erkenntnis ist kein Eigentum einer Offenbarung. Licht entsteht dort, wo Menschen Fragen zulassen, Erfahrungen teilen, Irrtümer korrigieren und einander nicht verdunkeln.

Die Auferstehung: Die Verneinung der Endlichkeit

Die Auferstehung ist die radikalste christliche Behauptung: Der Tod hat nicht das letzte Wort. Das kann Trost geben, insbesondere dort, wo Menschen Verlust und Sterblichkeit kaum ertragen können.

Negativhermeneutisch kann die Auferstehung jedoch die Endlichkeit enteignen. Wenn der Tod nicht endgültig sein darf, wird die Aufgabe, dieses Leben als einziges sicheres Leben ernst zu nehmen, verschoben. Die Hoffnung auf ein anderes Leben kann die Verantwortung für dieses Leben schwächen.

Zugleich erzeugt die Auferstehung eine scharfe Hierarchie der Realität. Die sichtbare Welt des Todes soll nicht die letzte **Wahrheit** sein. Eine unsichtbare Wirklichkeit wird höher bewertet als Erfahrung, Körper, Trauer und biologische Endlichkeit.

Die säkulare Gegenform lautet:

Weil dieses Leben endlich ist, ist es nicht weniger wertvoll, sondern dringlicher. Sterblichkeit begründet die Pflicht, Leben zu schützen, Leid zu mindern und Gegenwart nicht einem Jenseits zu opfern.

Die Taufe in der Osternacht: Wiedergeburt als Institution

Die Osternacht ist traditionell ein zentraler Zeitpunkt für Taufen. Die Aufnahme neuer Mitglieder wird mit Tod und Auferstehung Christi verbunden. Der Mensch soll mit Christus sterben und als neuer Mensch auferstehen.

Negativhermeneutisch wird hier sichtbar, wie tief die Institution in die Identität eingreift. Die frühere Person genügt nicht. Sie muss sterben, gereinigt werden und als Teil einer sakramentalen Ordnung neu geboren werden.

Das Ritual kann daher nicht nur Veränderung feiern. Es kann die Botschaft vermitteln: Dein ungeweihter, vorinstitutioneller Zustand war unzureichend. Erst die Kirche macht aus dir den neuen Menschen.

Die säkulare Gegenform lautet:

Menschen dürfen sich verändern, ohne symbolisch sterben zu müssen. Entwicklung braucht keine Auslöschung des bisherigen Selbst und keine institutionelle Wiedergeburt.

Osterjubiläum: Sieg, **Wahrheit** und Ausschluss

Der Osterjubiläum feiert den Sieg Christi über Tod, Sünde und Finsternis. Jeder Sieg erzeugt jedoch auch eine Gegenfigur: die Besiegten, die Finsternis, den Irrtum, die Ungläubigen oder jene, die außerhalb des Heils stehen.

Die universale **Sprache** der Erlösung kann daher eine exklusive Struktur verbergen. Wer die Auferstehung nicht bejaht, wird nicht einfach als andersdenkender Mensch wahrgenommen. Er kann als jemand erscheinen, der in Dunkelheit, Tod oder Irrtum verbleibt.

Hier entsteht die Gefahr religiöser Überlegenheit. Die eigene Gemeinschaft besitzt nicht nur eine Meinung, sondern den Sieg über die letzte Grenze. Andere Weltanschauungen erscheinen dann als minderwertige Vorstufen, Verirrungen oder Formen des Verlusts.

Die säkulare Gegenform lautet:

Niemand besitzt den Sieg über die **Wahrheit**. Menschen dürfen unterschiedlich deuten, ohne dass Verschiedenheit in Rettung und Verlorenheit eingeteilt wird.

Schluss: Geburt und Auferstehung als Jahreskreis der Abhängigkeit

Weihnachten und Ostern bilden zusammen einen religiösen Jahreskreis. Weihnachten erzählt die Ankunft eines Kindes, dessen Wesen und Aufgabe schon feststehen. Ostern erzählt den Tod eines Sohnes, dessen Opfer die Welt erlösen soll. Dazwischen stehen Vaterautorität, Mutterideal, Gehorsam, **Schuld**, Opfer, Leiden, Tod und Wiedergeburt.

Die eine Seite lautet: Das Heil kommt als Gabe in die Welt. Die andere lautet: Das Heil wird durch Opfer und Auferstehung vollendet. Der Mensch erscheint dabei nicht als Urheber seiner **Freiheit**, sondern als Empfänger einer Geschichte, die ihn schon vor seiner eigenen Entscheidung bestimmt.

Die **negative Hermeneutik** behauptet nicht, dass alle Menschen Weihnachten oder Ostern so erleben müssen. Sie zeigt jedoch, welche Machtstruktur sichtbar wird, wenn diese Feste nicht als freiwillige Symbolsprache, sondern als moralische **Wahrheit**, Familienpflicht und öffentliche Normalität auftreten.

Die säkulare Gegenform muss Geburt, Licht, Trauer, Tod, Erinnerung und Hoffnung nicht abschaffen. Sie kann sie anders feiern:

Kein **Kind** kommt als Erlöser oder Sünder zur Welt.

Armut ist kein heiliger Ort, sondern ein Unrecht.

Kein Körper muss rein sein, um würdig zu sein.

Kein Leid erlöst die Welt.

Kein Opfer ist notwendig, damit Menschen einander achten.

Kein Tod braucht ein Jenseits, um betrauert zu werden.

Und kein Licht gehört einer Offenbarung; Erkenntnis entsteht zwischen Menschen, die frei fragen, lernen und handeln.

Wichtig vorab: Die „sieben Erzengel“ sind keine einheitliche Lehre aller christlichen Kirchen. Im römischen Katholizismus werden offiziell nur Michael, Gabriel und Raphael namentlich verehrt; eine verbreitete orthodoxe Tradition nennt sieben oder teils acht, typischerweise Michael, Gabriel, Raphael, Uriel, Selaphiel, Jegudiel und Barachiel — mit Jeremiel als möglichem achten.

Für eure Methode eignet sich die orthodoxe Siebenerreihe, weil sie menschliche Fähigkeiten systematisch auf himmlische Funktionsträger verteilt: Mut, [Sprache](#), Heilung, Erkenntnis, Sammlung, Arbeit und Glück. Die [negative Hermeneutik](#) behauptet nicht, Engel existierten; sie fragt, was geschieht, wenn diese Fähigkeiten als von außen kommende Gaben statt als menschliche Praxis interpretiert werden.

Die sieben Erzengel: Die Auslagerung menschlicher Fähigkeiten

Die Lehre von den Erzengeln zerlegt menschliche Kräfte in himmlische Ämter. Mut, [Sprache](#), Heilung, Erkenntnis, Sammlung, Arbeit und Segen erscheinen nicht zuerst als Fähigkeiten von Menschen, Gemeinschaften und Institutionen. Sie erhalten einen übernatürlichen Verwalter.

Diese Ordnung ist psychologisch und politisch bedeutsam. Was ein Mensch in sich selbst entwickeln, mit anderen organisieren oder gegen Macht verteidigen könnte, wird als Gabe, Schutz oder Führung einer höheren Instanz vorgestellt. Die Fähigkeit wird nicht einfach gelehnt; sie wird enteignet. Sie erscheint als etwas, das von oben kommt und für das der Mensch dankbar, gehorsam und empfänglich sein soll.

Die sieben Erzengel werden hier nach einer verbreiteten orthodoxen Tradition behandelt: Michael, Gabriel, Raphael, Uriel, Selaphiel, Jegudiel und Barachiel. Die Namen und Zuordnungen variieren zwischen christlichen Traditionen. Gerade diese Variabilität zeigt bereits: Es handelt sich nicht um empirisch überprüfbare Personen, sondern um historisch wandelbare Symbolfiguren.

Michael: Die Enteignung des Mutes

Michael gilt als Kämpfer gegen das Böse, Verteidiger des Gottesvolks und Anführer der himmlischen Heerscharen. Sein Name wird gewöhnlich als Frage gedeutet: „Wer ist wie Gott?“

Auf den ersten Blick verkörpert Michael Mut. [Negativhermeneutisch](#) wird Mut jedoch in eine hierarchische Kriegoordnung übersetzt. Michael kämpft nicht aus eigener Abwägung, nicht aus menschlicher Solidarität und nicht aufgrund eines öffentlich prüfaren Rechts. Er kämpft im Namen Gottes.

Damit wird Widerstand sakralisiert und zugleich entmündigt. Der Mensch soll nicht lernen, Gewalt, Gefahr und Unrecht selbst kritisch einzuschätzen. Er soll sich unter den Schutz eines himmlischen Kriegers stellen. Die Fähigkeit zur Selbstverteidigung wird als Gehorsam gegenüber einer höheren militärischen Autorität imaginiert.

Die Figur kann außerdem eine gefährliche Dualisierung fördern: Michael und seine Engel gegen den Drachen; die himmlische Armee gegen die Mächte des Bösen. Komplexe Konflikte werden in eine totale Frontstellung übersetzt. Wer auf der richtigen Seite steht, kämpft nicht nur politisch oder moralisch, sondern kosmisch.

Die dem Menschen abgesprochene Fähigkeit lautet:

Mut, Selbstschutz und Widerstand gegen Unrecht können aus menschlicher Urteilkraft, Solidarität und rechtsstaatlicher Verantwortung entstehen. Sie brauchen keinen heiligen Krieg und keinen himmlischen Feldherrn.

Gabriel: Die Enteignung der Sprache

Gabriel ist der Bote. Er verkündet Maria die Geburt Jesu, überbringt göttliche Nachrichten und erscheint als Mittler zwischen einer unsichtbaren **Wahrheit** und der menschlichen Welt.

Die Figur Gabriels ordnet **Sprache** als Empfang. Die entscheidende Botschaft wird nicht von Menschen gemeinsam entwickelt, geprüft oder kritisiert. Sie kommt von oben. Der Mensch ist nicht Autor, sondern Adressat; nicht Sprecher, sondern Empfänger.

Das ist die sakrale Form des Befehls. Die Botschaft erscheint nicht als Meinung, die zurückgewiesen werden kann, sondern als Offenbarung, deren Autorität ihrem Inhalt vorausgeht. Gabriel bringt nicht Gründe. Er bringt Gewissheit.

Negativhermeneutisch wird dadurch die menschliche Sprachfähigkeit geschwächt. **Sprache** könnte ein Raum sein, in dem Menschen Erfahrungen austauschen, Begriffe verändern, Macht kritisieren und neue Wirklichkeiten entwerfen. Als Verkündigung wird **Sprache** zum Kanal einer bereits entschiedenen **Wahrheit**.

Die dem Menschen abgesprochene Fähigkeit lautet:

Menschen können selbst sprechen, benennen, widersprechen und gemeinsam Bedeutung herstellen. Kein Bote von oben darf ein Argument ersetzen.

Raphael: Die Enteignung der Heilung

Raphael gilt als Engel der Heilung und Begleitung. In der Tobias- Erzählung schützt und begleitet er auf einer Reise und wird mit körperlicher sowie geistiger Heilung verbunden.

Heilung ist eine der stärksten menschlichen Hoffnungen. Gerade deshalb ist ihre religiöse Auslagerung gefährlich. Krankheit, Verletzung, Trauma und psychische Krise

können dann als Angelegenheiten einer unsichtbaren Heilsmacht erscheinen, statt als konkrete Zustände, die Zuwendung, Pflege, Medizin, Therapie, Forschung und soziale Sicherheit erfordern.

Die Figur Raphaels kann Trost geben. Doch sie kann auch die Verantwortung verschieben. Wer auf Heilung von oben wartet, fragt möglicherweise weniger nach den Ursachen des Leidens: Armut, Arbeitsbedingungen, Gewalt, fehlender Gesundheitsversorgung, Diskriminierung, Einsamkeit oder missbräuchlichen Beziehungen.

Besonders problematisch wird die Angelisierung der Heilung dort, wo Menschen reale Behandlung verweigern oder psychisches Leiden als bloßen Mangel an Glauben interpretieren.

Die dem Menschen abgesprochene Fähigkeit lautet:

Heilung ist keine Gabe eines unsichtbaren Wesens. Sie entsteht durch Wissen, Fürsorge, Medizin, Therapie, gerechte Lebensbedingungen und die solidarische Arbeit wirklicher Menschen.

Uriel: Die Enteignung der Erkenntnis

Uriel wird in vielen östlichen Traditionen als Engel des göttlichen Lichts, der Erleuchtung und des Verstehens verehrt. Erkenntnis erscheint bei ihm nicht als mühsamer Prozess von Erfahrung, Zweifel, Forschung, Irrtum und Korrektur. Sie ist Licht, das von oben auf den Menschen fällt.

Diese Bildsprache ist verführerisch. Sie verwandelt Denken in Erleuchtetwerden. Das **Subjekt** muss nicht selbst prüfen; es muss sich öffnen. Es muss nicht gegen einen Fehler argumentieren; es muss das richtige Licht empfangen.

Negativhermeneutisch entsteht damit eine Hierarchie des Wissens. Die eigene Erfahrung, empirische Forschung und kritische Vernunft werden gegenüber der Offenbarung sekundär. Wer anders denkt, irrt nicht nur; er bleibt im Dunkeln.

Die Figur Uriels kann daher leicht in eine Spiritualisierung von Unwissen umschlagen. Subjektive Gewissheit wird als „Licht“ erlebt, obwohl sie weder begründet noch überprüfbar sein muss.

Die dem Menschen abgesprochene Fähigkeit lautet:

Erkenntnis ist keine Erleuchtung von oben. Sie ist eine gemeinsame, fehlbare und korrigierbare Praxis des Fragens, Prüfens, Lernens und Widersprechens.

Selaphiel: Die Enteignung der inneren Sammlung

Selaphiel gilt als Engel des Gebets. Er soll Menschen zum Beten anregen, ihre Andacht ordnen und ihre Aufmerksamkeit auf Gott lenken.

Innere Sammlung ist eine reale menschliche Fähigkeit. Menschen können innehalten, atmen, sich erinnern, Gefühle wahrnehmen, Gedanken ordnen, trauern, meditieren, schreiben, schweigen und mit anderen sprechen. Diese Fähigkeiten brauchen keine metaphysische Adresse.

Die Figur Selaphiels lenkt die Innenwelt jedoch auf eine höhere Instanz. Nicht das eigene Erleben, nicht die Beziehung zu realen Menschen und nicht die Frage nach konkreten Lebensbedingungen bilden das Ziel der Sammlung. Die Seele soll sich nach oben ausrichten.

Dadurch kann die Innenwelt religiös besetzt werden. Stille wird nicht mehr einfach Stille. Sie wird Gebetsbereitschaft. Schmerz wird nicht mehr zuerst Schmerz. Er wird Anlass, sich einer höheren Macht zuzuwenden. Zweifel wird nicht als Denkbewegung verstanden, sondern als Störung der Andacht.

Die dem Menschen abgesprochene Fähigkeit lautet:

Innere Sammlung gehört niemandem außer der Person selbst. Meditation, Reflexion und Stille können Selbstkenntnis fördern, ohne dass die Innenwelt einer höheren Instanz unterstellt wird.

Jegudiel: Die Enteignung von Arbeit und Würde

Jegudiel gilt in der orthodoxen Tradition als Engel der Arbeit, der Askese, des Eifers und der Belohnung für jene, die Gott treu dienen. Seine Symbolik verbindet Mühe mit göttlicher Anerkennung.

Arbeit erhält dadurch einen doppelten Charakter. Sie ist nicht nur Mittel zum Leben oder Beitrag zu einer gemeinsamen Welt. Sie wird Dienst. Ihre Würde liegt nicht zuerst darin, dass sie Menschen ernährt, Häuser baut, Wissen schafft, andere pflegt oder Gesellschaft trägt. Ihre höchste Bedeutung erhält sie durch die Ausrichtung auf Gott.

[Negativhermeneutisch](#) kann dies Ausbeutung verdecken. Wer leidet, arbeitet, verzichtet oder sich aufopfert, kann auf jenseitige Anerkennung verwiesen werden. Schlechte Arbeitsbedingungen, ungleiche Bezahlung und Machtverhältnisse erscheinen weniger dringend, wenn Mühe selbst als geistliche Tugend gilt.

Die Figur des Engels der Arbeit kann außerdem Leistung moralisch aufladen. Nichtfunktionieren, Erschöpfung, Krankheit oder Widerstand gegen eine zerstörerische Arbeitsordnung drohen dann als mangelnder Eifer, Trägheit oder fehlende Hingabe zu erscheinen.

Die dem Menschen abgesprochene Fähigkeit lautet:

Arbeit ist keine Prüfung für eine höhere Instanz. Sie muss an Würde, Selbstbestimmung, gerechter Verteilung, Schutz vor Ausbeutung und dem Recht auf Erholung gemessen werden.

Barachiel: Die Enteignung von Glück und Gabe

Barachiel gilt als Engel des Segens. Er steht für Gaben, Wohlergehen, Glück, Fruchtbarkeit und günstige Fügung. Sein Name wird häufig mit dem „Segen Gottes“ verbunden.

Segen verwandelt Glück in eine hierarchische Gabe. Was einem Menschen gelingt, erscheint nicht nur als Ergebnis von Fähigkeiten, Beziehungen, Arbeit, sozialer Unterstützung, Zufall oder Privileg. Es erscheint als Zeichen, dass eine höhere Instanz ihn begünstigt.

Diese Deutung ist sozial gefährlich. Wohlstand, Gesundheit oder Erfolg können als Segen gelesen werden; Armut, Krankheit oder Scheitern als fehlender Segen, Prüfung oder unverständlicher Plan. Ungleichheit wird damit moralisch aufgeladen und entpolitisiert.

Der Arme muss sich nicht fragen, welche Ordnung ihn arm hält. Er kann dazu gebracht werden, auf Segen zu hoffen. Der Reiche muss sich nicht fragen, welche Privilegien seinen Wohlstand ermöglichten. Er kann ihn als Gabe verstehen.

Die dem Menschen abgesprochene Fähigkeit lautet:

Glück ist weder Verdienst noch göttliches Zeichen. Eine gerechte Gesellschaft fragt nicht, wer gesegnet wurde, sondern wie alle Menschen Zugang zu Sicherheit, Gesundheit, Bildung und Teilhabe erhalten.

Die Engelsordnung als himmlische Bürokratie

Die sieben Erzengel bilden zusammen eine himmlische Arbeitsteilung. Michael verwaltet Schutz und Kampf. Gabriel verwaltet Botschaft und [Sprache](#). Raphael verwaltet Heilung. Uriel verwaltet Erkenntnis. Selaphiel verwaltet innere Sammlung. Jegudiel verwaltet Arbeit und Belohnung. Barachiel verwaltet Glück und Segen.

Gerade diese Aufteilung ist die tiefere Machtfigur. Fast jede zentrale menschliche Fähigkeit erhält einen übernatürlichen Verwalter. Der Mensch ist weder vollständig mutig noch selbst Sprecher, weder Urheber von Erkenntnis noch Träger von Heilung, weder Eigentümer seiner Innenwelt noch Gestalter seiner Arbeit und seines Glücks.

Er wird zum Empfänger von Zuständigkeiten. Seine Aufgabe ist nicht zuerst, Fähigkeiten zu entwickeln und Verhältnisse zu verändern. Seine Aufgabe ist, Schutz zu erbitten, Botschaften anzunehmen, Heilung zu erwarten, Licht zu empfangen, zu beten, zu dienen und Segen zu danken.

Mit Peirce lässt sich sagen: Die Erzengel sind Symbole, deren Interpretanten nicht bloß Bilder erzeugen. Sie erzeugen Gewohnheiten der Selbstdeutung. Mut bedeutet dann Schutz durch Michael. Erkenntnis bedeutet Licht durch Uriel. Heilung bedeutet Gabe durch Raphael. Die menschliche Fähigkeit wird in einen himmlischen Zeichenhaushalt übersetzt.

Mit Deleuze und Guattari lässt sich ergänzen: Diese Symbolordnung codiert menschliche Kräfte. Sie nimmt Ströme des Begehrens, der Erkenntnis, der Fürsorge und der Selbstbehauptung auf und weist ihnen eine transzendente Adresse zu. Was Menschen miteinander produzieren könnten, wird an eine Himmelsverwaltung rückgebunden.

Die säkulare Rückgabe der Fähigkeiten

Die säkulare Gegenbewegung besteht nicht darin, Mut, Trost, Heilung, Staunen, Sammlung, Arbeit oder Glück zu verachten. Sie besteht darin, sie den Menschen zurückzugeben.

Erzengel	Religiöse Zuordnung	Säkulare Rückgabe
Michael	Schutz und Kampf	Mut, Selbstverteidigung, Solidarität, Rechtsstaatlichkeit und Widerstand gegen Unrecht
Gabriel	Botschaft und Verkündigung	Sprache , Kritik, Dialog, Benennung und demokratische Öffentlichkeit
Raphael	Heilung und Begleitung	Medizin, Therapie, Pflege, Prävention, Wissenschaft und soziale Fürsorge
Uriel	Licht und Erkenntnis	Bildung, Forschung, Zweifel, Erfahrung, Irrtumskorrektur und Vernunft
Selaphiel	Gebet und Sammlung	Selbstreflexion, Meditation, Kunst, Gespräch, Stille und psychische Selbstfürsorge
Jegudiel	Arbeit und Belohnung	Würde der Arbeit, gerechte Löhne, Mitbestimmung, Schutz vor Ausbeutung und Recht auf Erholung
Barachiel	Segen und Wohlergehen	Gerechte Teilhabe, soziale Sicherheit, Glück ohne Schuld und Anerkennung der Rolle des Zufalls

Schluss: Kein Himmel über der Fähigkeit

Die Engelslehre kann als poetische [Sprache](#) für menschliche Hoffnungen gelesen werden. Sie wird problematisch, wenn sie diese Hoffnungen einem Himmel zuschreibt und Menschen nur noch als bittende, empfangende und gehorsame Wesen zurücklässt.

Mut gehört nicht Michael. [Sprache](#) gehört nicht Gabriel. Heilung gehört nicht Raphael. Erkenntnis gehört nicht Uriel. Die Innenwelt gehört nicht Selaphiel. Arbeit gehört nicht

Jegudiel. Glück gehört nicht Barachiel.

Diese Fähigkeiten entstehen zwischen Menschen: im Denken, im Lernen, im Widerstand, in Pflege, in Liebe, in Wissenschaft, in Kunst, in Arbeit, in Spiel, in gerechter Verteilung und in der [Freiheit](#), sich nicht vor einer unsichtbaren Verwaltung des Lebens verbeugen zu müssen.

Wir können Geschlechterrollen, kirchliche Symbolik und Lacans „symbolische Ordnung“ kritisch analysieren. Ich würde dabei aber sexuelle Gewalt nicht als Metapher für Dogma verwenden: Vergewaltigung ist konkrete Gewalt gegen Körper und Einwilligung; als Bild für Indoktrination kann es reale Betroffene unsichtbar machen. Präziser sind Begriffe wie **psychische Grenzverletzung**, **Einverleibung fremder Normen**, **Schamregime**, **epistemische Entmündigung** oder **Besetzung der Innenwelt**. Trauma-informierte Sprachleitlinien raten generell zu [Sprache](#), die Handlungsmacht wiederherstellt und weder stigmatisiert noch Erfahrungen überdeckt.

0.1 Geschlecht, Symbolik und Macht

Lacan kann hier nützlich sein, wenn man ihn nicht als Naturwissenschaft liest. Sein „phallisches“ Prinzip meint nicht einfach den Penis, sondern eine symbolische Funktion von Gesetz, Anerkennung, Mangel und Autorität. Seine Theorie der „Sexuierung“ behandelt Männlichkeit und Weiblichkeit ausdrücklich nicht als einfache biologische Tatsachen, sondern als symbolische [Subjektpositionen](#).

Geschlecht: Die symbolische Verwaltung von Körpern und Begehren

Die religiöse Geschlechterordnung beginnt nicht bei biologischen Tatsachen. Sie beginnt bei ihrer Deutung. Körper werden nicht nur als Körper wahrgenommen, sondern als Zeichen: männlich oder weiblich, rein oder unrein, führend oder empfangend, geistlich oder fleischlich, väterlich oder mütterlich, aktiv oder passiv.

[Negativhermeneutisch](#) lautet die Frage daher nicht:

Was sind Männer und Frauen?

Sondern:

Welche Rollen werden Körpern zugeschrieben, welche Formen des Begehrens werden erlaubt, und welche Macht gewinnt eine Institution dadurch über Selbstbild, Beziehungen und Innenwelt?

Die christliche Symbolordnung verteilt Geschlechter nicht neutral. Sie verbindet Gott mit Vaterschaft, Gesetz, Schöpfung, Urteil und Souveränität. Sie verbindet Maria mit

Reinheit, Empfänglichkeit, Mutterschaft, Fürbitte und Demut. Zwischen Vater-Gott und Mutter-Gottes wird ein symbolisches Feld eröffnet, in dem Männlichkeit und Weiblichkeit nicht als offene Möglichkeiten, sondern als moralisch aufgeladene Positionen erscheinen.

Der Vater im Himmel: Die Sakralisierung des Patriarchats

Wenn Gott als Vater angeredet wird, ist das nicht bloß eine harmlose Metapher. Die Vaterfigur steht im Zentrum einer Ordnung von Gesetz, Namen, Urteil, Versorgung und letzter Entscheidung.

Der Vater im Himmel wird nicht geboren, nicht gepflegt, nicht abhängig und nicht korrigiert. Er ist Ursprung, Gesetzgeber und Richter. Diese Figur kann patriarchale Macht religiös absichern: Männlichkeit erscheint nicht einfach als eine mögliche körperliche oder soziale Existenzweise, sondern als Nähe zu Führung, Vernunft, Souveränität und Autorität.

Die Folge kann eine doppelte Verzerrung sein. Männer werden dazu gedrängt, Herrschaft, Härte, Kontrolle und Distanz als Zeichen ihrer Männlichkeit zu verstehen. Frauen werden leichter in die Position der Empfänglichkeit, Fürsorge, Anpassung und moralischen Reinheit gedrängt.

Die säkulare Gegenform lautet:

Kein Geschlecht ist zur Führung bestimmt und kein Geschlecht zur Unterordnung. Autorität muss begründet, begrenzt und teilbar sein.

Maria: Das Ideal der reinen Empfänglichkeit

Maria wird als Mutter verehrt, aber ihre Mutterschaft wird von gewöhnlicher Körperlichkeit getrennt. Sie ist Jungfrau, rein, gehorsam und für den göttlichen Willen verfügbar. Ihre Größe besteht nicht darin, einen eigenen Entwurf gegen Gott durchzusetzen, sondern darin, den göttlichen Entwurf zu empfangen.

Damit wird ein weibliches Ideal erzeugt, das widersprüchlich und belastend sein kann. Die Frau soll zugleich Mutter und unberührt, körperlich und rein, fürsorglich und selbstlos, sichtbar und ohne eigenes Begehren sein.

Die weibliche Person wird nicht einfach unterdrückt. Sie wird erhöht, aber in einer Weise, die ihre Autonomie begrenzt. Gerade die Idealisierung macht Kontrolle möglich. Wer nicht rein, mütterlich, sanft, verfügbar oder demütig ist, kann als Abweichung von einem heiligen Bild erscheinen.

Die [negative Hermeneutik](#) lautet:

Das Marienideal würdigt die Frau, indem es sie ihrer Ambivalenz, Körperlichkeit, Lust, Wut und Selbstautorschaft berauben kann.

Die säkulare Gegenform lautet:

Frauen sind keine heiligen Gefäße und keine moralischen Symbole. Sie sind Personen mit gleicher [Freiheit](#), mit Begehren, Grenzen, Widersprüchen und dem Recht, ihr Leben selbst zu bestimmen.

Lacan: Das Gesetz des Vaters und der symbolische Mangel

Lacan beschreibt das [Subjekt](#) als in [Sprache](#) und Symbolordnung hineingestellt. Der Mensch besitzt sich nicht vollständig selbst; er wird durch Namen, Verbote, Erwartungen und Zeichen angesprochen. Die „väterliche Metapher“ steht bei Lacan für die Einfügung in ein Gesetz, das Begehren ordnet.

Diese Einsicht kann für Religionskritik fruchtbar sein. Das [Kind](#) wird nicht nur biologisch geboren. Es wird symbolisch geboren: durch Namen, Gebote, Geschichten, Geschlechterrollen und die Frage, was andere von ihm wollen.

Die Gefahr besteht dort, wo das Gesetz des Vaters nicht als historisch und veränderbar erscheint, sondern als göttlich. Dann wird die symbolische Ordnung absolut gesetzt. Das [Nein](#) des Vaters wird zum Nein Gottes; der Name des Vaters wird zum Namen Gottes; die soziale Rolle wird zum Schicksal.

Lacans Begriff des Phallus sollte dabei nicht mit einem Körperteil verwechselt werden. Er bezeichnet eine symbolische Position dessen, was Anerkennung, Gesetz und Begehren organisieren soll. Kritisch gelesen zeigt er, wie leicht eine Kultur Männlichkeit mit der Macht verknüpft, Bedeutung zu geben, Grenzen zu setzen und über [Wahrheit](#) zu verfügen.

Die säkulare Gegenform lautet:

Kein Name des Vaters ist endgültig. [Sprache](#), Rollen und Gesetze sind menschliche Hervorbringungen; sie dürfen verändert werden, wenn sie [Freiheit](#) und Gleichheit beschädigen.

Männlichkeit: Die Enteignung von Verletzlichkeit

Die christlich-patriarchale Ordnung kann Männern eine widersprüchliche Rolle zuweisen. Einerseits sollen sie stark, führend, kontrolliert und verantwortlich sein. Andererseits sollen sie sich einem höheren Vater unterwerfen, ihre Wünsche kontrollieren und ihre Macht als geliehen verstehen.

So entsteht eine Männlichkeit, die zwischen Herrschaft und Unterwerfung schwankt. Der Mann darf über Frau, [Kind](#) und Haushalt gestellt werden, bleibt aber selbst [Kind](#) vor Gott, Kirche, Priester und Gesetz.

Seine Verletzlichkeit wird dabei oft nicht befreit, sondern umgeleitet. Statt Angst, Trauer, Unsicherheit und Bedürftigkeit offen zu leben, kann er sie als **Schuld**, Härte, moralischen Kampf oder kontrollierte Aggression ausdrücken.

Die **negative Hermeneutik** lautet:

Patriarchale **Religion** macht Männer nicht einfach mächtig. Sie macht sie zu Vollstreckern einer Macht, die auch über ihnen steht.

Die säkulare Gegenform lautet:

Männlichkeit ist keine Pflicht zur Härte und keine Lizenz zur Herrschaft. Männer dürfen verletzlich, fürsorglich, zärtlich, zweifelnd und gleichrangig sein.

Weiblichkeit: Die Enteignung von Begehren und Nein

Frauen werden in dieser Ordnung häufig als Körper der Versuchung und zugleich als Trägerinnen moralischer Reinheit behandelt. Sie sollen begehrenswert sein, aber kein eigenes Begehren in störender Weise äußern; sie sollen mütterlich sein, aber nicht selbst über Fortpflanzung bestimmen; sie sollen fürsorglich sein, aber nicht fordernd; sie sollen sichtbar sein, aber nicht zu viel Raum einnehmen.

Diese widersprüchliche Codierung ist ein Machtinstrument. Sie macht den weiblichen Körper zur Projektionsfläche männlicher Angst, Lust, **Schuld** und Kontrolle. Die Frau wird entweder idealisiert — Jungfrau, Mutter, Heilige — oder abgewertet — Verführerin, Sünderin, Unreine, gefährliche Andere.

Die Person selbst verschwindet zwischen diesen Bildern. Nicht ihre konkrete Stimme, ihre Zustimmung, ihre Grenzen und ihre Wünsche stehen im Zentrum, sondern ihre Funktion in einer männlich dominierten Symbolordnung.

Die säkulare Gegenform lautet:

Kein Mensch ist Versuchung für andere. Verantwortung für Begehren, Grenzen und Handlungen liegt bei jeder handelnden Person selbst.

Der Körper als Zeichenfläche

Religiöse Macht muss nicht jeden Körper unmittelbar zwingen. Sie kann Körper zu Zeichenflächen machen. Kleidung, Haar, Stimme, Haltung, Sexualität, Fruchtbarkeit, Menstruation, Ehe und Mutterschaft erhalten moralische Bedeutung.

Der Körper wird damit nicht mehr bloß erfahren. Er wird gelesen. Die Institution erklärt, was er bedeuten soll: Reinheit oder Unreinheit, Bescheidenheit oder Verführung, natürliche Ordnung oder Abweichung, Berufung oder Sünde.

Mit Peirce lässt sich sagen: Der Körper wird zum Symbol, dessen Interpretant institutionell vorgegeben wird. Ein Rock, ein Schleier, ein Ring, eine Schwangerschaft, eine sexuelle Orientierung oder eine körperliche Geste erscheinen nicht mehr als offene Tatsachen eines Lebens. Sie werden zu Zeichen einer moralischen Stellung.

Die [negative Hermeneutik](#). lautet:

Wo der Körper nur noch Zeichen einer religiösen Ordnung ist, verliert die Person das Recht, die Bedeutung ihres eigenen Körpers selbst zu bestimmen.

Die säkulare Gegenform lautet:

Der Körper gehört zuerst der Person, die ihn bewohnt. Seine Bedeutung entsteht aus Selbstdeutung, Einwilligung, Beziehung und [Freiheit](#), nicht aus einem Dogma.

Penetration, Bildsprache und die Grenze der Metapher

Sexualisierte Bildwelten können Dominanz, Passivität, Kontrolle, Besitz und Grenzverletzung darstellen oder erotisieren. Sie können gesellschaftliche Rollenbilder wiederholen, in denen Aktivität als männlich und Empfänglichkeit als weiblich codiert wird.

Diese Bildsprache kann kritisch untersucht werden. Entscheidend ist jedoch, zwischen Darstellung, Fantasie, einvernehmlicher Sexualität und tatsächlicher Gewalt zu unterscheiden. Eine sexuelle Darstellung ist nicht automatisch Gewalt; Gewalt beginnt dort, wo freie, informierte und widerrufbare Einwilligung fehlt oder Macht ausgenutzt wird.

Dogmatische Unterwerfung sollte daher nicht schlicht als „Vergewaltigung der Seele“ bezeichnet werden. Präziser wäre: Eine autoritäre Ideologie kann Grenzen der Innenwelt verletzen, indem sie Menschen ihre Selbstdeutung, ihr Nein, ihre sexuelle Autonomie oder ihr Recht auf abweichende Gedanken entzieht.

Die [negative Hermeneutik](#). lautet:

Eine Institution dringt nicht körperlich in einen Menschen ein, aber sie kann seine Innenwelt besetzen: durch Angst, Scham, Wiederholung, Autorität und das Verbot, die eigene Erfahrung für gültig zu halten.

Die säkulare Gegenform lautet:

Körperliche und psychische Intimität brauchen dieselbe Grundlage: Einwilligung, Widerrufbarkeit, Respekt und das Recht, [Nein](#) zu sagen.

Der schismatische Spalt: Innen gegen Innen

Die zerstörerischste Wirkung autoritärer Rollenbilder ist häufig nicht äußere Gewalt allein. Sie liegt in der [Spaltung](#), die im Menschen entsteht.

Ein Teil der Person fühlt Lust, Wut, Neugier, Selbstachtung, Zweifel oder das Bedürfnis nach Ablösung. Ein anderer Teil überwacht diese Regungen im Namen von Reinheit, Geschlechterrolle, Gott, Familie oder Institution. Die Autorität spricht dann nicht mehr nur von außen. Sie wird zur inneren Stimme.

Diese innere Stimme kann sich anfühlen, als spreche etwas Fremdes durch die Person. Psychologisch ist es jedoch wichtig, daraus nicht zu folgern, Gedanken seien tatsächlich von außen eingesetzt oder fremde Wesen kontrollierten den Geist. Gedanken können aufdringlich, beängstigend und widersprüchlich sein, ohne dass sie fremd sind.

Die Aufgabe besteht nicht darin, eine „reine“ Innenwelt wiederherzustellen. Kein Mensch besitzt ein vollkommen unberührtes Inneres. Menschen werden immer durch [Sprache](#), Beziehung, Kultur und Geschichte geprägt. Die Aufgabe besteht darin, wieder unterscheiden zu lernen:

Was will ich?

Was fürchte ich?

Welche Stimme stammt aus einer alten Beschämung?

Welche Regel schützt wirklich jemanden?

Und wo darf ich [Nein](#) sagen?

Die säkulare Gegenform lautet:

Meine Innenwelt ist geprägt, aber nicht verloren. Ich kann übernommene Stimmen erkennen, prüfen, zurückweisen und neue Formen des Sprechens über mich selbst entwickeln.

Schluss: Geschlecht ohne heilige Rollen

Eine emanzipatorische Kritik religiöser Geschlechterordnung will nicht Männlichkeit, Weiblichkeit, Familie, Körper oder Begehren abschaffen. Sie will sie aus einer Ordnung befreien, in der Vatermacht, Reinheit, Opfer, Scham und Gehorsam darüber entscheiden, wer ein Mensch sein darf.

Die entscheidenden Fragen lauten nicht:

Bin ich männlich oder weiblich genug?

Bin ich rein genug?

Entspreche ich der richtigen Rolle?

Unterwerfe ich mich dem richtigen Gesetz?

Sondern:

Kann ich meinen Körper bewohnen, ohne beschämt zu werden?

Kann ich begehren, ohne andere zu instrumentalisieren?

Kann ich **Nein** sagen, ohne meine Würde oder Zugehörigkeit zu verlieren?

Kann ich Beziehungen frei, gleichrangig und verantwortlich gestalten?

Geschlecht darf keine Schicksalsmaschine sein. Es darf eine Weise des Lebens, der Selbstdeutung, des Körpers und der Beziehung sein — frei von sakraler Unterordnung und offen für gleiche Würde.

Geworfenheit und die frühe Ordnung

Der Mensch kommt nicht als freies **Subjekt** zur Welt. Er findet sich vor. Er findet **Sprache** vor, Namen, Eltern, Verbote, Gebräuche, Erwartungen, Ängste. Er findet sich in einer Welt, die schon gedeutet ist, ehe er zu deuten beginnt.

Religiöse Sozialisation besitzt gerade deshalb eine eigentümliche Macht. Sie spricht das **Kind** an, bevor dieses antworten kann. Sie nennt es Geschöpf, Sünder, **Kind** Gottes, Mitglied einer Kirche. Sie tauft es in eine Geschichte hinein, die es nicht gewählt hat. Das **Kind** wird nicht gefragt, ob es in dieser Geschichte wohnen will. Es wird in sie eingelassen.

Die Taufe ist daher nicht nur ein Familienritual. Sie kann als frühe Einzeichnung gelesen werden: Dieses Leben gehört schon einer Ordnung, die ihm vorausgeht. Das **Kind** wird nicht in erster Linie als werdendes Selbst angesprochen, sondern als jemand, dessen Sein bereits gedeutet, dessen Mangel bereits benannt, dessen Heil bereits verwaltet ist.

Erziehung oder Zähmung

Erziehung lässt wachsen. Sie führt nicht den Menschen auf eine vorgefertigte Gestalt zurück, sondern eröffnet ihm die Möglichkeit, sich zu seinem Geworfensein zu verhalten. Sie gibt Gründe, erlaubt Widerspruch, trägt Zweifel aus und lässt das **Nein** zu.

Zähmung verlangt anderes. Sie duldet das Fragen nur, sofern die Antwort bereits feststeht. Sie lässt **Freiheit** gelten, solange **Freiheit** als Zustimmung erscheint. Sie erzeugt nicht Mündigkeit, sondern Anpassung; nicht ein eigenes Gewissen, sondern ein Gewissen, das sich selbst im Namen einer fremden Instanz verfolgt.

Das gezähmte **Subjekt** ist nicht einfach unterworfen. Es übernimmt die Unterwerfung. Es wird sein eigener Wächter. Es prüft sich, beschämt sich, bekennt sich, reinigt sich. Es hört die Stimme der Autorität nicht mehr bloß von außen; sie spricht in ihm.

So wird Herrschaft vollständig: Sie braucht keinen sichtbaren Zwang mehr, weil der Mensch sich selbst im Blick einer höheren Instanz hält.

Das Gerede von Schuld

Schuld kann eine konkrete **Wahrheit** haben. Wo jemand verletzt wurde, wo Gewalt geschah, wo Vertrauen zerstört wurde, ist Verantwortung notwendig. Sie verlangt nicht Selbsthass, sondern Anerkenntnis, Schutz, Wiedergutmachung und Veränderung.

Die religiöse Schuldordnung geht häufig weiter. Sie bindet **Schuld** nicht allein an eine Tat, sondern an das Menschsein selbst. Der Mensch ist nicht nur schuldig, weil er Schaden verursacht hat. Er steht schon im Schatten eines ursprünglichen Mangels. Er ist gefallen, bevor er gehandelt hat; bedürftig, bevor er begehrt; erlösungsbedürftig, bevor er sich selbst verstehen kann.

Die Erbsünde macht aus der Geworfenheit eine **Schuld**. Der Mensch wird nicht bloß in eine Welt hineingeboren; er wird in eine moralische Minderwertigkeit hineingeboren. Sein Anfang ist nicht Würde, sondern Verdacht.

Damit entsteht ein Gerede, das sich selbst erhält. Man spricht von Demut, meint aber oft Selbstverkleinerung. Man spricht von Reinheit, meint aber oft Angst vor dem Körper. Man spricht von **Vergebung**, meint aber bisweilen die Rückkehr in die Ordnung. Man spricht von **Freiheit**, meint aber eine **Freiheit**, die nur das wählen darf, was schon als gut festgelegt ist.

Der Körper als Ort der Verwaltung

Freuds Begriffe der oralen, analen und phallischen Phase werden hier nicht als gesicherte Naturwissenschaft verwendet. Sie dienen als **Sprache** für die Frage, wie **Religion** elementare Erfahrungen des Körpers aufnimmt, deutet und ordnet.

Die orale Struktur betrifft Nahrung, Aufnahme, Bedürftigkeit und Geborgenheit. In der Eucharistie wird nicht bloß gegessen. Der Mensch nimmt den „Leib Christi“ zu sich. Nahrung, Gemeinschaft, Opfer und Erlösung fallen in einen sakralen Zusammenhang.

Das kann als Trost erlebt werden. **Negativhermeneutisch** aber stellt sich die Frage: Was geschieht, wenn die ursprünglich menschliche Erfahrung des Teilens nur noch als Empfang einer höheren Gabe verständlich wird? Dann wird Gemeinschaft nicht mehr zuerst als Verhältnis Gleicher sichtbar. Sie wird als Abhängigkeit von einem Heil verstanden, das von oben kommt und institutionell vermittelt wird.

Die Hostie wird so zum Zeichen einer Einverleibung: Nicht der Mensch bringt eine freie Gemeinschaft hervor; die Gemeinschaft nimmt eine vorgegebene Ordnung in sich auf.

Die anale Struktur betrifft Reinheit, Zurückhaltung, Kontrolle, Geständnis und Ausscheidung. Die Beichte kann in dieser Perspektive als Verfahren der inneren Verwaltung erscheinen. Gedanken, Wünsche, Triebe und Handlungen werden gesammelt, benannt,

geordnet und einer Instanz vorgelegt.

Das **Subjekt** lernt, sein Inneres nicht zuerst als Raum möglicher Erfahrung zu bewohnen, sondern als Gebiet, das gereinigt werden muss. Es wird zum Verwalter seiner eigenen Verdächtigkeit.

Die phallische Struktur betrifft Begehren, Gesetz, Rivalität und die Frage nach Autorität. Hier gewinnt die Vaterfigur ihre Macht. Gott erscheint als Vater, Richter, Gesetzgeber, Versorger und Erlöser. Das Vaterunser hält diese Ordnung in der **Sprache** fest:

Dein Wille geschehe.

Gib uns.

Vergib uns.

Führe uns.

Erlöse uns.

Der Mensch spricht als Bittender. Er erscheint als abhängig, schuldig, gefährdet und führungsbedürftig. Die höchste Instanz ist nicht nur ein Symbol. Sie wird zur letzten Quelle dessen, was als gut, wahr und erlaubt gelten darf.

Vater, Mutter, Kirche

Die Mutter Gottes hebt diese Vaterordnung nicht notwendig auf. Sie kann ihre affektive Vollendung sein. Maria erscheint als Reinheit, Fürsorge, Mitleid und Fürbitte. Doch ihre Mütterlichkeit bleibt innerhalb einer Ordnung, deren Gesetz beim Vater liegt.

Die Mutter darf trösten; der Vater verfügt. Die Mutter vermittelt; der Vater entscheidet. Die Mutter wird erhöht, gerade indem sie entkörperlicht wird: Jungfrau, Magd, reine Empfängerin eines göttlichen Willens.

In dieser symbolischen Familie wird die Ablösung erschwert. Der Erwachsene verlässt das Elternhaus nicht vollständig. Er begegnet ihm wieder: in Gott als Vater, in Maria als idealisierter Mutter, in der Kirche als verwaltender Familie und im Priester als Deuter des Gewissens.

Die **ödipale Struktur** wird nicht überwunden. Sie wird sakral verlängert.

Zeichen und die Macht des Deutens

Ein Kreuz, eine Hostie, ein Weihwasserbecken, ein Kirchenraum, eine Kniebeuge, ein Gebet: Nichts davon herrscht von selbst. Macht liegt nicht im Gegenstand. Macht ereignet sich in der Weise, wie ein Zeichen ausgelegt wird.

Charles Sanders Peirce beschreibt das Zeichen als Verhältnis von Zeichen, Objekt und Interpretant. Das Zeichen ist das Wahrnehmbare. Das Objekt ist das, worauf es verweist. Der Interpretant ist die Wirkung, die im Verstehen, Fühlen und Handeln entsteht.

Die Hostie ist ein Stück Brot. Als Zeichen verweist sie auf den Leib Christi. Ihr Interpretant kann Trost sein, Zugehörigkeit, Erinnerung, Angst, Reinheit, Gehorsam oder Unterwerfung. Keine dieser Wirkungen liegt naturhaft im Brot. Sie entsteht aus einer eingeübten Weise des Deutens.

Gerade darin liegt die Macht religiöser Institutionen. Sie verwalten nicht nur Gebäude, Ämter und Lehren. Sie verwalten Interpretanten. Sie legen fest, was ein Zeichen *heißen soll*: Der Körper bedeutet Versuchung. Leid bedeutet Prüfung. Zweifel bedeutet Gefahr. Gehorsam bedeutet Güte. Die kirchliche Stimme bedeutet [Wahrheit](#).

Das Symbol wirkt, weil es Gewohnheit geworden ist. Was oft genug wiederholt wird, erscheint nicht mehr als Deutung. Es erscheint als Welt.

Säkularisierung wäre dann nicht bloß der Verlust religiöser Überzeugung. Sie wäre die Befreiung des Deutens. Der Körper könnte Körper sein, ohne Sünde zu bedeuten. Kritik könnte Kritik sein, ohne Abfall zu bedeuten. Lust könnte Lust sein, ohne Beschmutzung zu bedeuten. Gemeinschaft könnte Gemeinschaft sein, ohne Unterwerfung zu fordern.

Sartre: Keine Essenz vor dem Entwurf

Gegen die religiöse Bestimmung des Menschen steht Sartres Satz: „Die Existenz geht der Essenz voraus.“ Der Mensch ist nicht zuerst ein festgelegtes Wesen, dem dann eine Aufgabe zugeteilt wird. Er ist kein Geschöpf, dessen Sinn vollständig vor seiner eigenen Entscheidung feststeht. Er existiert, handelt, wählt, scheitert, entwirft sich — und wird in diesem Vollzug zu dem, was er ist.

Gerade hierin liegt der Gegensatz zur theologischen Ordnung. Die religiöse Deutung kann den Menschen mit einer Essenz belasten, die seiner eigenen Existenz vorausgeht: Geschöpf Gottes, gefallenes Wesen, Träger der Erbsünde, Sünder, Erlösungsbedürftiger. Noch bevor der Mensch fragt, was er sein will, ist ihm gesagt, was er im tiefsten Grunde sei.

Der Satz „Du bist ein Sünder“ ist nicht einfach eine Beschreibung. Er ist ein Zugriff auf die Möglichkeit des Selbstentwurfs. Er sagt dem Menschen: Dein Anfang liegt nicht bei dir. Dein Mangel ist älter als deine Tat. Deine [Freiheit](#) ist nicht Ursprung, sondern Gefahr. Dein Heil liegt nicht in deinem Entwurf, sondern in der Annahme einer Rettung, die dir von außen zukommt.

Sartres Existentialismus kehrt diese Ordnung um. Der Mensch besitzt keine vorgegebene menschliche Natur, auf die er sich entschuldigend zurückziehen könnte. Er ist

frei — nicht im oberflächlichen Sinn beliebiger Wahl, sondern in der belastenden Weise, dass er zu seinem Handeln Stellung nehmen muss. Er kann seine Verantwortung nicht endgültig an Gott, Tradition, Schicksal, Kirche, Familie oder Natur delegieren.

Diese **Freiheit** ist keine Behaglichkeit. Sie ist Zumutung. Sie bedeutet Angst, weil es keinen metaphysischen Garant gibt, der dem Handeln nachträglich seine Reinheit bescheinigt. Doch gerade diese Angst ist ehrlicher als die Flucht in eine höhere Instanz. Sie zeigt, dass der Mensch nicht fertig ist, nicht geführt wird und nicht durch eine fremde Ordnung von der Last des Entscheidens erlöst werden kann.

Unaufrichtigkeit und die Flucht vor **Freiheit**

Sartre nennt *mauvaise foi*, Unaufrichtigkeit, die Flucht des Menschen vor seiner **Freiheit**. Unaufrichtigkeit liegt vor, wenn ein Mensch sich behandelt, als sei er bloß ein Ding, eine Rolle, ein Charakter, eine feste Natur oder ein Befehlsempfänger.

Die religiöse Schuldordnung kann eine solche Flucht erleichtern. Der Mensch sagt dann nicht: „Ich habe gehandelt, ich muss die Folgen verstehen und Verantwortung übernehmen.“ Er sagt: „Ich bin ein Sünder.“ Das erste Urteil bleibt an eine konkrete Situation gebunden. Das zweite macht aus **Schuld** eine Wesensbestimmung.

Ebenso kann der Satz „Es ist Gottes Wille“ zur Unaufrichtigkeit werden. Er verschiebt Verantwortung aus der Welt menschlicher Entscheidungen in einen Bereich, der nicht mehr antworten kann. Was von Menschen beschlossen, geduldet oder gewaltsam durchgesetzt wurde, erscheint dann als Teil eines höheren Plans.

Das bedeutet nicht, dass jeder Glaubende notwendig unaufrichtig lebt. Es bedeutet jedoch: Wo religiöse **Sprache** dazu dient, die eigene **Freiheit**, die eigene Verantwortung oder die eigene Macht über andere unsichtbar zu machen, wird sie zur Flucht vor dem Menschsein.

Die säkulare Haltung verlangt mehr. Sie verlangt, dass Menschen sagen: „Wir haben dies getan. Wir haben diese Ordnung geschaffen. Wir können sie verändern.“ Sie verweigert die Generalentschuldigung durch eine transzendente Instanz.

Deleuze und Guattari: Gegen die Ödipalisierung des Begehrens

Freud liefert eine scharfe **Sprache** für die Analyse von **Schuld**, Autorität, Verdrängung und Familienbindung. Doch seine Theorie kann selbst zu eng werden, wenn sie das Begehren fast vollständig auf die Triade Vater, Mutter und **Kind** zurückführt.

Hier setzen Gilles Deleuze und Félix Guattari in *Anti-Ödipus* an. Ihre Kritik lautet:

Das Begehren ist nicht ursprünglich Mangel. Es ist nicht bloß Sehnsucht nach einem verlorenen Objekt, nicht bloß Wunsch nach Vater, Mutter oder familiärer Anerkennung. Begehren produziert Verbindungen. Es knüpft Körper an Körper, Bilder an Gedanken, Menschen an Räume, [Sprache](#) an Politik, Lust an Wissen, Gemeinschaft an Handlung.

Begehren ist nicht zuerst privat. Es ist sozial. Es fließt durch Familien, Schulen, Kirchen, Staaten, Medien, Arbeitsformen, Geschlechterordnungen und ökonomische Verhältnisse. Darum genügt es nicht, die religiöse Macht nur als Vater-Mutter-Drama zu lesen. Sie ist auch eine Maschine der sozialen Codierung.

Die Kirche kann in dieser Perspektive als Institution erscheinen, die Begehren nicht einfach verbietet, sondern es lesbar und lenkbar macht. Sie weist ihm Plätze zu: Ehe oder Unzucht, Reinheit oder Sünde, Demut oder Hochmut, Berufung oder Versuchung, Erlösung oder Verdammnis. Sie sagt nicht nur: „Du darfst nicht.“ Sie sagt: „Das, was du willst, bedeutet in [Wahrheit](#) etwas anderes.“

Das Begehren wird dadurch ödipalisiert. Es wird auf die Ordnung von Vater, Mutter, Gesetz und [Schuld](#) zurückgeführt. Seine vielfältigen sozialen, körperlichen, kreativen und politischen Verbindungen werden zusammengedrängt in den kleinen Familienroman: Vater, Mutter, Kind; Verbot, [Schuld](#), Versöhnung.

Das Glaubensmem als Codierung des Begehrens

Das christliche Glaubenssystem kann als eine Form der Codierung verstanden werden. Es versieht Ströme des Begehrens mit Namen, Verboten, Idealen und Schuldformen. Der Körper soll nicht einfach Körper sein. Er wird zur möglichen Stätte der Versuchung. Sexualität soll nicht einfach Begegnung, Lust oder Beziehung sein. Sie wird zum moralischen Risiko. Wut soll nicht einfach Hinweis auf eine verletzte Grenze sein. Sie wird zur Sünde. Zweifel soll nicht einfach Denken sein. Er wird zur Gefährdung des Heils.

Diese Codierung ist wirksam, weil sie nicht nur von außen aufgesetzt wird. Sie wird durch Rituale, Gebete, Bilder, Architektur, Unterricht, Familie und Gewohnheit in die Selbstdeutung eingebaut. Das [Subjekt](#) lernt, sein Begehren durch die [Sprache](#) der Institution zu lesen.

Deleuze und Guattari sprechen von *Territorialisierung*: Etwas Bewegliches wird an einen festen Platz gebunden. Religiöse Moral territorialisiert Begehren, indem sie ihm vorab bestimmte Räume zuweist: das erlaubte Begehren, das verbotene Begehren, das reine Begehren, das sündige Begehren.

Die Ablösung von dieser Ordnung wäre dann eine *Deterritorialisierung*. Sie bedeutet nicht Chaos, Rücksichtslosigkeit oder die Aufhebung jeder Ethik. Sie bedeutet, dass Begehren nicht mehr automatisch durch [Schuld](#), Vaterautorität und Reinheitsgebot übersetzt werden muss. Der Mensch darf neue Verbindungen schaffen: zwischen Lust und

Verantwortung, Körper und Würde, Denken und Zweifel, Gemeinschaft und [Freiheit](#).

Schizoanalyse statt moralischer Verwaltung

Deleuze und Guattari verwenden „Schizoanalyse“ nicht als Bezeichnung einer Krankheit und nicht als romantische Verherrlichung psychischer Krisen. Sie meinen eine kritische Praxis, die fragt, wie Begehren gesellschaftlich organisiert, blockiert, umgeleitet und zur Unterwerfung gebracht wird.

Die schizoanalytische Frage lautet nicht: „Welcher Vater verbietet dir dies?“ Sie lautet: „Welche Verbindungen sind dir möglich gemacht worden, welche wurden verhindert, und welche Macht profitiert davon?“

Für die Religionskritik ist diese Verschiebung entscheidend. Nicht nur der einzelne Priester, nicht nur die einzelne Familie und nicht nur eine individuelle Angst stehen zur Debatte. Zur Debatte steht ein Gefüge aus Symbolen, Gesetzen, Ritualen, Institutionen und Gewohnheiten, das bestimmte Lebensformen fördert und andere als sündig, krank, abweichend oder gefährlich markiert.

Die Kritik darf dabei nicht selbst zur neuen Moralmaschine werden. Sie darf nicht fordern, jeder Mensch müsse auf dieselbe Weise säkular, sexuell, rational oder politisch leben. Befreiung besteht nicht darin, eine Codierung durch eine andere zu ersetzen. Sie besteht darin, die Fähigkeit zum Experiment, zur Kritik, zur Abweichung und zur selbstverantworteten Verbindung zu schützen.

Vom Vatergesetz zur offenen Verantwortung

Sartre und Deleuze/Guattari treffen sich trotz aller Unterschiede in einem entscheidenden Punkt: Der Mensch darf nicht auf eine vorgegebene Wesensform reduziert werden.

Sartre betont: Der Mensch ist kein Ding mit göttlich festgelegtem Zweck. Er ist zur [Freiheit](#) verurteilt und muss seinen Entwurf verantworten.

Deleuze und Guattari betonen: Das Begehren ist nicht bloß ein Mangelwesen, das nach väterlicher Ordnung verlangt. Es ist produktiv, vielfältig und sozial. Es kann neue Beziehungen, neue Ausdrucksformen und neue Weisen des Zusammenlebens erzeugen.

Die religiöse Machtordnung wird dann problematisch, wenn sie beide Bewegungen blockiert. Sie blockiert Sartres [Freiheit](#), indem sie vor jeder Entscheidung eine göttlich gesetzte Essenz behauptet. Sie blockiert Deleuze und Guattaris produktives Begehren, indem sie es auf [Schuld](#), Familie, Reinheit und Gehorsam zurückführt.

Die säkulare Gegenbewegung verlangt daher weder Bindungslosigkeit noch Egoismus. Sie verlangt eine Verantwortung ohne Vatergesetz: Menschen müssen die Folgen ihres

Handelns gemeinsam beurteilen, Schäden vermeiden, Einwilligung achten, Abhängigkeiten sichtbar machen und ihre Institutionen veränderbar halten.

Die Doppelbindung der Freiheit

Die religiöse Ordnung spricht häufig in einer zwiespältigen **Sprache**. Sie sagt: „Du bist frei.“ Zugleich sagt sie: „Wenn du falsch wählst, bist du schuldig.“ Sie sagt: „Gott liebt dich.“ Zugleich sagt sie: „Dein Begehren, dein Zweifel oder deine Abweichung können dich von ihm trennen.“

Das ist keine **Freiheit** im vollen Sinn. Es ist eine **Freiheit** unter Vorbehalt. Die Person darf wählen, aber nur, wenn sie das wählt, was schon als das einzig Gute bestimmt wurde.

Hier liegt die Gefahr der inneren **Spaltung**. Der Mensch erlebt sich als Kampfplatz. Auf der einen Seite stehen Wünsche, Wut, Lust, Zweifel, Neugier und das Bedürfnis nach Selbstbestimmung. Auf der anderen Seite steht eine Stimme, die all dies als Versuchung, Egoismus, Hochmut oder Gefahr markiert.

Der Mensch wird fremd im eigenen Erleben. Er lebt nicht mehr aus der Möglichkeit, sich selbst zu verstehen, sondern aus dem Zwang, sich gegen sich selbst zu verteidigen.

Das Verfallen an die Öffentlichkeit

Religion bleibt nicht privat, wenn sie durch Schule, Gesetz, Verfassung und Staatsritual als Normalität gesetzt wird. Wo die Zehn Gebote im Klassenraum hängen, wo ein Gottesbezug in staatlicher **Sprache** erscheint, wo öffentliche Feiern eine religiöse Ordnung als selbstverständlich wiederholen, dort wird nicht bloß Tradition gepflegt.

Dort wird eine Welt vorgezeichnet.

Die Gefahr liegt nicht darin, dass ein religiöser Mensch sichtbar sein darf. Die Gefahr liegt in der stillen Gleichsetzung von Zugehörigkeit und religiöser Normalität. Wer nicht glaubt, wer anders glaubt oder wer aus einer **Religion** austritt, erscheint dann als Ausnahme im Hintergrund einer vermeintlich natürlichen Ordnung.

So vergesellschaftet sich das Private. Es wird Gerede, Kulisse, Schule, Gesetz und Architektur. Der Mensch begegnet dem Glauben nicht mehr als einem Angebot. Er begegnet ihm als einer Welt, in die er sich einzufügen hat.

Die säkulare Gegenbewegung

Säkularisierung ist nicht Verarmung. Sie ist nicht notwendig Verlust von Tiefe, Ritual, Staunen oder Gemeinschaft. Sie ist der Versuch, diese Möglichkeiten aus der Verfügung

einer sakralen Macht zurückzunehmen.

Ein gemeinsames Essen kann Verbundenheit stiften, ohne dass ein Opferleib empfangen werden muss. Trauer kann geteilt werden, ohne dass sie als Prüfung eines höheren Plans gilt. Verantwortung kann übernommen werden, ohne dass ein Amt die Absolution erteilt. Sexualität kann als Begegnung freier Menschen verstanden werden, nicht als Gefahrenzone der Reinheit.

Die säkulare Frage lautet nicht: „Wer ist rein?“ Sie lautet: „Wer wurde verletzt?“ Nicht: „Wer gehorcht?“ Sondern: „Welche Gründe tragen diese Handlung?“ Nicht: „Was verlangt die höchste Instanz?“ Sondern: „Wie schützen wir Würde, [Freiheit](#) und gegenseitige Anerkennung?“

Mündigkeit heißt nicht, dass niemand glauben darf. Mündigkeit heißt, dass niemand glauben *muss*. Sie heißt, dass kein Mensch eine Deutung schlucken muss, nur weil sie älter ist als seine eigene Stimme.

Schluss

Die religiöse Ordnung wird dort zur Gefahr, wo sie die menschliche Existenz vor ihrer eigenen [Freiheit](#) festschreibt. Sie sagt: Du bist schon bestimmt. Du bist schon schuldig. Du brauchst schon eine Instanz über dir, um gut zu sein.

Sartre antwortet: Der Mensch ist kein fertiges Wesen. Er wird, was er aus seinem Geworfensein macht.

Deleuze und Guattari antworten: Das Begehren ist keine Krankheit, die durch Vätergesetz geheilt werden muss. Es ist eine produktive Kraft, die sich gegen ihre Codierung zur Wehr setzen kann.

Die Aufgabe einer säkularen Mündigkeit ist daher nicht, alle Symbole, Rituale oder existenziellen Fragen zu beseitigen. Sie besteht darin, keine symbolische Ordnung über die [Freiheit](#) des Menschen zu stellen. Kein Vater im Himmel, kein Amt auf Erden, keine heilige Schrift und keine moralische Tradition darf dem Menschen die Möglichkeit nehmen, seine Verbindungen selbst zu prüfen, seine Grenzen zu setzen, seine Werte zu verändern und sein Leben als eigenes zu führen.